Textsammlung

M. et Paris

Journal du 12/02/2006 à 20/06/2006

Textsammlung
von Marion Römer

Herausgegeben: HE Selbstverlag
1. Auflage
Redaktionsschluss: 25. Juli 2006

Zusatz:
Es handelt sich um literarische Arbeitstexte, in denen orthographische Regeln nicht immer eingehalten werden.

Der Inhalt dieses Buch ist urheberrechtlich geschützt. Vervielfältigungen jeder Art oder Einspeicherungen in elektronische Systeme sind ohne Zustimmung des Herausgebers unzulässig.

M

Paris ist
M.ein
Hin austreiben.
aus treiben
mich
aus mir

Hin
In die Stadt
Hin
zu Dir.

Ein
Immer fort.
Ein
Immer wieder.

Forderst mich hinaus.
Im Keim erstickt das Dauerhafte.
Noch bevor es sich als solches zeigt.

Setze ihm
ein Ende. immer wieder.
(aus der Angst heraus, es könnte wirklich sein.)

Und
den Anfang.
Die BegeHgnung.

Mit dem Herzenswunsch auf:
Immerfort und
Immerwieder.

Verloren zwischen den Flügen.

Flughafen Roissy. Paris. 31.12.05. 2.05 Uhr morgens. Unterwegs. Nicht aufgehoben. Verloren gegangen. Auch das gibt es, auch das kann sein. Schlag-artiges (wieso –artig?) schlag-böses Erwachen: Das IST. Das hatte sie nie in Erwägung gezogen. Wieso eigentlich nicht? Sie sitzt auf einem der aneinandergereihten Metallstühle, wie man diese auf Flughäfen eben so findet. Die Tasche mit der Kreditkarte und den Papieren drückt ihr im Rücken. Sie muss sie vor Dieben und Spitzbuben schützen, falls sie doch einschlafen sollte. Absurder Gedanke, das mit dem Einschlafen, ihr Gehirn arbeitet auf Hochtouren. Sie findet sich so komisch, als sie sogar den Handy-Wecker auf 4.00 Uhr stellt, als wolle sie sich beweisen, dass sie existiert. Ohne die Kreditkarte und die Papiere wäre sie jetzt jedenfalls weg, einfach nicht mehr da, obwohl sie da sein muss, denn sie sieht ihre Füße in den schweren Winterschuhen und wenn sie aus der Wasserflasche trinkt, spürt sie, dass sie schluckt. Sie ging verloren zwischen zwei Flügen.
Das Flugzeug in Orly, auf dessen Passagierliste sie stand, ist auch einfach so verschwunden und keiner, nicht einmal einer in Uniform konnte nur zehn Minuten nach diesem Vorfall etwas dazu sagen. Man konnte sich nicht einmal daran erinnern, dass es einen Flug nach Berlin gegeben hatte. Dabei war sie sich sicher, ihn auf der großen Anzeigetafel gesehen zu haben. Nicht im Abflugbereich D, so wie es auf den Ticket stand, sondern C, und nicht

um 18.05 Uhr, sondern als verspätet gemeldet um 20.10 Uhr, aber deutlich sichtbar. Und sie erinnert sich auch genau daran, dass eine Angestellte in blauer Flughafenuniform diese Änderungen laut in ein Mikrofon sprach, auf französisch, auch für die Fremden, die Deutschen zum Beispiel, nur auf französisch.

Vor ein paar Wochen in Südfrankreich hatte sie sich das Solidarische abgewöhnt, abgewöhnen müssen. Wer sich hier im Französischen länger aufhalten will, muss das tun. Darf nur an sich denken, Ganz individualistisch wie die Franzosen. Das strömt in sie, sobald sie französischen Boden betritt. Dass es nun ihre eigenen Landsmänner und Frauen trifft, berührt sie wenig. Den Deutschversicherten fliegt einfach keine Maschine zu – und sie verstehen es im wahrsten Sinne des Wortes nicht.

Sie lässt sie - in ihrer Unbeholfenheit, die sich bald in deutsche überhebliche Empörung wandeln sollte, bevor auch diese endgültig der Einsicht weichen muss, dass ein französischer Beamter gar nichts machen muss, was nicht vorgeschrieben ist, gleich gar nicht einem deutschen Touristen, dem eine deutsche Billigflugmaschine ausgefallen ist, eine Ersatzfluggesellschaft zu suchen, etwa noch die Air France - einfach stehen, und beschließt den Ärger mit einem Baguette hinunter zu schlucken. Dazu entfernt sie sich von der Anzeigetafel.

Als sie zurückkommt, ist der Flug vom Monitor verschwunden. Alle späteren Berlin-Flüge sind „annullés“, aber angezeigt als solche. Der ihre aber ist ganz weg. Plötzlich kommt ihr hier überhaupt

alles so leer vor im Abflugbereich C. Nicht nur der Flug, auch die Passagiere sind verschwunden. Nur sie ist da. Noch weiß sie nicht, dass sich dieses Gefühl auch umkehren kann. Sie läuft durch die Halle und erkennt schon bevor sie die Treppe hinuntersteigt, die deutschen Passagiere zusammen mit den Franzosen und Engländern in dem Wartepulk vor dem Schalter wieder. Nein, nicht das. Das nicht! Das kennte sie. Paris und ausgefallene Flüge. Nicht heute! Nicht nach diesen anstrengenden Tagen hier. Sie stellt sich nicht an, sondern mitten in die Schlange und hört Zeiten von Ersatzflügen in zwei bis drei Tagen. Im nächsten Jahr! 2006! Keiner freut sich über das Glück: Silvester in Paris! Väter beschwören ihre Töchter, dass sie doch in der Schule französisch hätten und die Sache regeln sollen. Übermüdete Kinder weinen. Ehepaare schreien sich gegenseitig an, man möge doch etwas tun. Das könne man sich doch nicht gefallen lassen. Sie ist allein. Weint allein. Schreit allein. Stumm. Sie ist nicht mehr da. Mit dem Flug ist auch sie gestrichen.

Menschen werden nun über London nach Berlin geflogen. Hauptsache weg. Sie steht auf keiner Passagierliste mehr, ist nicht und doch da. Sie fährt zum nahegelegenen Flughafenhotel und sieht in der Halle die Deutschen, die wieder nichts verstehen mit ihrem Gutschein in der Hand. Es gibt keine Zimmer mehr. Nirgendwo in Paris. Das weiß sie. Halb Frankreich feiert in Paris, dazu die offiziellen Touristen von überall her. Wen interessieren die vergessenen Deutschen hier? Die große Geschichte

spricht nicht für sie und von der Generation, die deutsch spricht, leben nicht mehr viele. Französische lernen sie nicht. Das ist zu schwer. Da steht der deutsche Weltmann mit der ganzen Familie müde vor belegten französischen Betten. Wie gerne würde er jetzt das unmögliche französische Bettlaken und das spartanisches Baguette- und Milcaféfrühstück in Kauf nehmen. Doch hier ist nun überhaupt keiner mehr, den dessen Schicksal interessiert. Ein kostenloses Shuttle hatte ihn vom Flughafen hier abgesetzt. Endstation.

Sie setzt sich in die Hotelbar, trinkt eine Cola, bevor sie nach Roissy fahren wird, um dort auf den Morgen zu warten, auf einem Metallstuhl. Sie wird dann auf die Toilette gehen, sich frisch machen und die Lippen etwas schminken. Sie wird um fünf Uhr an den Schalter einer anderen Fluggesellschaft gehen und man wird ihr einen Flug nach München verkaufen mit Weiterflug nach Berlin. Sie wird nicht wie alle anderen den Jahreswechsel auf Pariser Flughäfen oder in Hotelhallen verbringen.

Aber noch weiß sie das nicht, jetzt, morgens, 2.05 Uhr. Noch ist sie einfach verloren gegangen zwischen zwei Flügen. So schnell kann das gehen. Dieses Bewusstsein macht ihr Angst. Eine Angst, mit der sie nur sehr schwer umgehen kann. Eine Angst, die ihr Angst macht. Jetzt, mitten in der Nacht, hier, auf dem Flughafen Charles de Gaulles in Paris. In der Stadt, die sie liebt, in der sie auf Wohnungssuche war, zwischen Weihnachten und Silvester. Diesmal hat sie es ihr schwer gemacht. Sehr schwer. Diese schöne Stadt.

Ville de Clichy - Mardi, le 09/02/06
Médiathèque Municipale

Essay (Versuch) sur Jean-Paul Sartre
(1905-1980, Paris)
Sartre hätte nicht in meine Vergessenheit geraten dürfen. In seinem konsequenten Ja zur ständigen Verneinung wäre er mir schon lange ein guter Begleiter gewesen.
Über seine Kindheit schreibt er in seiner Autobiographie „Die Wörter“, die Güter dieser Welt haben ihn gelehrt, was er nicht war, er war nicht substantiell und nicht dauerhaft, er war nicht die künftige Fortsetzung des väterlichen Werkes; er sagt von sich: Mit einem Wort: Ich hatte keine Seele. Sartres Vater starb, als er zwei Jahre alt war. Seine Mutter zog mit ihm zu ihren Eltern (ihr Vater, Charles Schweitzer war ein Onkel Albert Schweitzers). Sartre fühlte sich hier niemals „bei uns zu Hause“. Er hatte nichts. Er existiert: Man bezeichnet ihn als den Begründer des Existentialismus’.
Am Ende seines Lebens äußert er erblindet: Mit meinem Beruf als Schriftsteller ist es vorbei. In gewissem Sinne nimmt mir das jede Daseinsberechtigung: Ich war, aber bin nicht mehr.
Wie aus jedem Nein heraus entwickelt er aber auch jetzt ein: Ja, aber ich kann noch sprechen.
Aus seinem materiellen Nichtssein und seiner äußerlichen Hässlichkeit macht er sich die individuelle Freiheit zum absoluten Wert, zur Würde seiner Existenz. Sie bedeutet ihm mehr als sein Leben. Für ihn ist der Mensch zufällig in eine Welt hineingeboren als ein Einzelner, der jedoch frei darin ist,

über die Bedeutung, die diese für ihn hat, selbst zu entscheiden. Jeder Einzelne muss die Verantwortung für sein Tun, für sich als eine grundlose Freiheit übernehmen. Es gibt in der modernen Welt, deren möglicher absoluter Sinn dem Menschen entgeht, keinen Gott. Der Einzelne allein ist Zeuge seiner Taten, er allein urteilt über den Wert seines Handelns. Es gibt keine Freiheit, die dem Anderen und „mir“ gemeinsam ist.

Sartres Erfahrungen mit der Geschichte verunsichern ihn. 1941 aus deutscher Kriegsgefangenschaft geflohen, schreibt er: Ich entscheide, ob ich die gewalttätigen Gebote einer fremden Macht anerkenne, ob sie für mich Bedeutung haben. Der Versuch, eine Widerstandsgruppe aufzubauen, misslingt. Er hatte die Verneinung seiner eigenen Freiheit durch die Mobilmachung erleben müssen. Das Leben hat ihn die „Macht der Dinge“ gelehrt. Sartre anerkennt nun das Gewicht der Geschichte,

hält aber fest an der Bedeutung der Möglichkeit des Nein diesem Gewicht gegenüber. Aus diesem Nein heraus muss sich die Wirklichkeit wandeln. Ein erster Schritt ist der, der Bourgeoisie Hass zu schwören, so lange er lebt. In dieser Konsequenz verweigert er später die Annahme des Nobelpreises für Literatur (einbürgerlicher Preis).
Er tritt kurz der kommunistischen Partei bei, bis zur Niederschlagung des –Aufstandes in Ungarn 1956. In der Auseinandersetzung mit dem Marxismus, dem Stalinismus (UdSSR – Besuch) und mit der Algerienpolitik der eigenen Regierung entwickelt er ein neues Verständnis von Humanismus. Er bezeichnet den Sozialismus „nur“ als menschlichen Entwurf. Dass er das Ende eines Weges sein könne, sei eine von Marx nur behauptete geschichtliche Logik. Denn das Handeln des Einzelnen in seiner Zufälligkeit entscheidet erst über das Wirklichwerden dieses Entwurfes. Da das Glück des Einzelnen nicht das Glück des Anderen sein kann, bleibt auch für jeden Revolutionär ein „Rückstand“, eine Undurchsichtigkeit des Wirklichen. Sartre hält deshalb wahre Solidarität und Heroismus für unmöglich. So sieht er die Freiheit des Revolutionärs in seiner individuellen Tat, mit der er die Befreiung der Klasse verlangt.
So sieht sich Sartre. Er erkennt die Situiertheit der Menschen in der Geschichte, nimmt Partei für die Klasse der Arbeiter gegen Bourgeoisie, gegen ein System der Ausbeutung, aber er verweigert sich einer Philosophie, die den Widerstand des Einzelnen zu einer möglichen historischen Mission er-

hebt. Damit würden Menschen und Dinge im Voraus einer Idee unterworfen, die den existenziellen Erfahrungen widersprach, widerspricht, widersprechen wird. Am Ende wird nicht die Idee, sondern die Erfahrung negiert. Sartre bezeichnet das als idealistische Gewalt gegenüber Tatsachen. Er meint, jahrelang glaubte der marxistische Intellektuelle seiner Partei damit zu dienen, dass er der Erfahrung Gewalt antat - für uns anhand der (Nicht-Mehr-)Existenz der DDR nur zu gut nachvollziehbar. Für Sartre geht es nun darum, den Menschen innerhalb des Marxismus „zurückzuerobern", Leerstellen seiner konkreten Anthropologie zu füllen (Denkart, die die reale, vollständige Existenz des Menschen ergreift und seine Beziehung zur gesamten Welt untersucht – darin besteht die große Leistung der Existenzphilosophie).
Marx beschreibt die Bedingtheit menschlicher Existenz, Sartre beschreibt deren Situiertheit, d.h. wie der Mensch diese Bedingtheit zugleich ist und sie überschreitet auf seinen Entwurf, sein Bild seines Lebens hin. Das Sein bestimmt das Bewusstsein, aber das Bewusstsein ist zugleich die Freiheit, seiner Bestimmtheit zu entrinnen. Sartre will ein Denken entwickeln, das den Menschen in seiner geschichtlichen Situiertheit bestimmt, ihm gleichermaßen zeigt, aus dieser Bedingtheit heraus „Nein" dazu zu sagen und seinem Leben die eine, einzige Gestalt zu geben, die es zu seinem macht, die die Gestalt seiner Individualität ist.
Bis zum Ende seines Lebens beschäftigt ihn die Frage. Was heißt es, einen Menschen zu verstehen,

in seiner Geschichtlichkeit und zugleich in seiner Individualität? Dazu sucht er Antwort in seinen unvollendeten Schriften zu Gustav Flaubert. Sartre engagiert sich in den politischen Kämpfen seiner Zeit, nicht nur in Frankreich (vor allem ab 1968), mitunter unter Einsatz seines Lebens, aber immer als Individualist mit aller Konsequenz. Deshalb achte ich ihn. Sartre schreibt: Was die Natur ist, entzieht sich unserer Erkenntnis. Erkenntnis beschreibt und bestimmt Dinge, wie sie uns erscheinen. Geschichte ist der endliche Mensch. Ein Sinn dessen offenbart sich nicht. Die bloße Existenz selbst ist es. Durch den Mangel wird sie gefährdet. Jeder ist zu viel und Gefahr für den anderen, da zufällig. Daraus findet Sartre zu seinem Programm: Der Existentialismus ist ein Humanismus. Dazu stellt er sich seine letzte Frage. Kann man einen Menschen vollkommen versehen, so dass alles über ihn gesagt ist?
Bis zuletzt bleibt für Sartre bestehen: Nichts vermag den Menschen vor der Grundlosigkeit seines Daseins, seiner Zufälligkeit zu retten, nichts vermag ihn zu rechtfertigen als sein notwendiges Wesen.

Anmerkungen/Denkstöße:
Das Wesen eines Menschen. Mein Sein ist grundlos. Aber es ist so, wie es ist, notwendig. Die Parameter meines Lebens, die Art und Weise des Seins bestimme ich. Nur meine Existenz darf ich nicht verspielen. Jedem Menschen, jeder Situation kann ich morgen anders begegnen als heute. Ich muss

Handlungsfreiräume überdenken und mich/mir selbst ver-antworten, wenn ich Nein zum Sinn meines Daseins sage. Daraus ergibt sich ein Ja zu einem anderen Zustand, einem anderen Sein.
Gemeinsames (commun – la Commune) bedarf keiner Solidarität, denn es ist als solches vorhanden und wird von Grund auf gemeinsam be- oder erkämpft. Je höher die Anzahl der Kämpfer, desto kleiner das kleinste gemeinsame Vielfache. Der Erfolg hängt davon ab, es festzustellen, im großen wie im kleinen. Allen Menschen war es z.B. 1945 gemeinsam, eine antifaschistisch - demokratische Ordnung aufbauen zu wollen. Das gelang gemeinsam. Dann wurde nicht lange genug Idee-ologisiert, um das k.g.V. so weit wie möglich zu erweitern. Eine Ideologie braucht Zeit.
Gedanken- und Handlungsfreiheit.
Ich muss das Mindeste herausfinden, was allen Schüler in einem Kurs, in einer Klasse und mir gemeinsam ist. Dann muss ich es erweitern.
Bildungsfreiheit.
Hängt mein Gewissen mit Wissen zusammen oder mit Nichtwissen? Weshalb macht es mir ein schlechtes Gewissen, dass ich selbst hier an meinem Park eine Tafel mit Opfern der Deutschen finde? Ich weiß es doch schon lange, schon seit ich auf der Welt bin. Sind es zwei Gewissen, ein historisches, ein persönliches? Mein Dasein hier hat vielleicht einen Sinn, eine Mission, zu zeigen, was eine Deutsche ist, eine Deutsche mit
Ge.Wissen.s.freiheit.

Paris-Clichy, 11 février 2006
35, boulevard du Général Leclerc

Reibungslose Zufahrt nach Paris. Bauchschmerzen. Den Flughafen vor Augen, auf dem Autobahnschild. Das genügt ihr. Erinnerung. An Kälte, Ungewissheit. Paris empfängt sie mit Sonne. Zwiespältiges Gefühl. Wie lange hat sie auf diesen Moment gewartet! Auf den Moment, in Paris zu leben. Für eine Zeit. 1975, sie fing an als Lehrerin zu arbeiten, in der DDR, versuchte den Kindern ein Bild zu geben von der Stadt. Im Lehrbuch gab es einige Fotos, schwarz-weiß. Sie fühlt die Stadt schon immer. Seit damals wartet sie, obwohl das gar nicht möglich war. In einem Land, das heute nicht mehr existiert.

Jetzt ist sie da.

Es ist anders hier. Auch das Schreiben. Alles berührt sie sehr.
Mich sehr.
Sie wird schreiben.
Ich werde schreiben:
Mes journées à Paris – un journal.

Ihr Schreiben ist mein Schreiben – ganz für mich, eigentlich ziellos. Ja, sie schreibt ziellos.
Ja, ich schreibe jetzt ziellos.

Ich schreibe jetzt los. M. Ich.
Ich schreibe mir alles von der Seele ... und vom Leib, wie sich herausstellen wird.

Paris-Clichy, 12 février 2006
35, boulevard du Général Leclerc

Freude und Angst zugleich. Die Stadt fängt mich ein. Sie ist mir fremd und vertraut. Ich gehe los. Mitten hinein. Es ist kalt. Plakate fallen mir in die Augen sofort. Schon in der Metrostation. Ein Theaterplakat. Man spielt Bernhard, Thomas Bernhards „Le Naufragé“, einen Österreicher, einen in Österreich Ungeliebten, einen, der seinen Landsmännern das verkrustete, konservative selbstgefällige Lächeln vom Gesicht reißt. Man spielt dagegen Michael Hanekes (auch Österreicher) Film „Caché“ (besetzt mit zwei großen französischen Schauspielern, Juliette Binoche und Daniel Auteuil), der sich mit einem scheinbar unbewältigtem Stück französischer Geschichte, dem Algerienkrieg beschäftigt, nur in drei kleineren Kinos. Frankreich und Österreich – verdrängen sie ihre eigene Geschichte? Wien und Paris – inzestuöse Liebe?
Sie holen sich gegenseitig die Kultur ins Land und reichen sich die Geschichtsbewältigung über die Grenze. Einer löffelt die Suppe des anderen aus und schickt die sauberen Teller fertig zum Einräumen hinüber. Natürlich zeigt man den Vorgang dem anderen in Film und Buch, Ausstellung oder Dokumentation – aber stillschweigend, sehr still.
Müssen nur die Deutschen einstehen für das „Angerichtete“?
In Paris sieht man momentan die amerikanische „Collection Phillips“, eine der ältesten und bekanntesten Privatsammlungen der Welt. 67 Meisterwerke (Delacroix, van Gogh, Picasso, sehr schöne Re-

noirs, Matisse, Braque, Klee etc.) sind zu sehen, im schönen Palais du Luxembourg. Im Kunstexport haben die Franzosen den Österreichern wohl etwas voraus? Vielleicht landen ja Klimts Bilder, die diese Woche den Schaffensort des Künstlers verlassen, auch hier?!

Kunst und Leben – wie weit werden sie auseinander gezogen? Welche Rolle spielen beide Pole füreinander? Wie weit müssen sie sich voneinander distanzieren, wie weit ineinander greifen? Wie hoch darf der Preis sein, den ich bezahle, um das zu sehen, was ein Mensch aus sich und in seinem Leben schöpft?

Paris, 13 février 2006, lundi
Centre Pompidou

Es regnet. Der erste Morgen. Schaue aus dem Fenster. Auf Dächer –„sur les toits de Paris“ – wie ich es mir immer gewünscht habe. Unter mir ein Blumenkasten mit Himmelschlüsselchen. Ganz bunt. Schön. Aber das Grau trägt den Sieg davon. Paris sehnt sich nach dem Frühling. Die Menschen wollen die dicken Mäntel abwerfen. Man spürt das förmlich, möchten sich zeigen.
Ich schaue in den Spiegel. Erschrecke vor mir. Zeige mich nicht. Nicht einmal vor mir. Schaue weg. Blass, verquollene, leere Augen, Körper ohne Spannung. Es ist 10.34 Uhr. War mehrmals schon wach, schlief wieder ein. Stelle mich dann doch dem Spiegelbild: Trinken, Gymnastik (Laufen ist leider nicht möglich), Maske, Haare waschen.

Gehe los ins Centre Pompidou, das französische Kulturzentrum. Fünf große Ausstellungen laufen hier m Moment, dazu eine Menge Animationen und

Filme. Als Lehrerin kann ich einen „Laissez passer“ (passieren lassen) für 35 Euro kaufen. Man nimmt ein Photo von mir. Besser, ja, wesentlich besser sehe ich aus als am Morgen. Nun kann ich für sechs Monate alles in diesem Haus nutzen. Ausstellungen, Kino – kostenlos, Bibliothek etc. Ein tolles Haus! Ich fotografiere.

Schon in der ersten Ausstellung werde ich wieder mit französischer Geschichte konfrontiert. Es ist Fotograf und Filmemacher, dem ich begegne: William Klein, geboren 1928 in New York, hat seinen Militärdienst von 1946 – 47 in Deutschland geleistet, ging anschließend an die Sorbonne und studierte französische Geschichte und nahm Zeichenunterricht. Er begann mit abstrakter Fotografie. Auf einer Hollandreise fand er zur reellen Aufnahme. Er fotografierte Wandgemälde an Häusern. Von da an veröffentlichte er erfolgreich: Bildbände über Paris, Rom, Moskau, Tokio, Filmplakate, arbeitete für führende Modezeitschriften der Welt. Ihm lag alles

daran, diese Städte in ihrer Seele, ihren Besonderheiten nahe zu bringen. Und er drehte Filme, eine Mischung aus Dokumentaraufnahmen und Effekten. Einzigartig. Man zeigt Ausschnitte aus seinen Filmen, darunter zwei zensierte: „Mister Freedom“, thematisiert die Zeit des Vietnamkrieges und „Grands soirs et petits matins“, ein Film über die Studentenunruhen im Mai 1968 in Paris. Der Film war zehn Jahre in Frankreich verboten. Die Filmausschnitte sind schockierend. Die Franzosen saßen mit offenen Mündern und erschrockenen großen Augen da. Gleichzeitig aber betrachten sie alles aus einer solchen Distanz, die eindeutig zu verstehen gibt: Ich lebe heute. Das ist nicht meine persönliche Geschichte! Ich frage mich immer wieder, welches Verhältnis sie zur eigenen Historie haben. Mit den Heldentaten, den Freiheitskämpfen scheinen sie sich gerne zu identifizieren, alles andere an Gewalt streichen sie aus ihrer persönlichen Biographie. Noch immer bin ich auf der Suche nach den Ereignissen in Paris 1961.

Gegenwärtig fragt sich W. Klein, wie Photographie und Kinofilm wieder zu beleben seien. Zur Handarbeit in die Dunkelkammer zurückzukehren käme dem „Pinsel nehmen“ gleich. Seine Idee sind „Kontaktblätter“ – eine Kamera, die auf den „Blättern spazieren geht“, die zeigt, weshalb man dieses und nicht ein anderes Motiv auswählt, d.h. Filme über das Fotografieren, über das Finden von Kontakten, d.h. Motiven und Menschen, zu machen.

Dieser Mann gibt mir ein konkretes Bild von Geschichte, eben bewegte Bilder, und er gibt Ideen, so

z.B. die, an einem Standort viele Fotos zu machen, am Ausgang einer Metrostation z.B., oder aus mehreren zerrissenen Fotos eine Collage herzustellen (Gesicht oder Körper).
Und die Idee für den Titel diese Kapitels des Buches: Paris + M.

Paris, le 14 février 2006
Café »Les Deux Margots «

Hier nun befindet sich der Hochstand Sartres. Wie oft schon lief ich vorbei ohne zu bemerken, dass der Platz St-Germain des Prés auch den Namen des legendären Paares Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre trägt. Im Café „Les deux Margots“ saß er so oft, der große Philosoph, in diesem oder dem gegenüberliegenden „Café Flore“.
Auf dem langen Weg dahin über den Boulevard Saint Michel, ein immenser Umweg, las ich in einer Buchhandlung die Einleitung zu S. Beauvoirs „La cérémonie des adieux“. Sie beschreibt ihre Bindung zu Sartre als eine Zeremonie ständiger Abschiede, die zehn Jahre lang dauerte. Die deutsche Übersetzung „Zeremonie des Abschieds“ trifft nur bedingt. Es schließen sich Gespräche mit Sartre an, die sie führte. Sie stellt ihm Fragen, auf die er mitunter auch widerwillig antwortet. Sie „holt alles aus ihm heraus“ – auch eine gute Möglichkeit, Denken voran zu treiben (s. Sophokles) und eine Art Literatur (Gespräch mit ...). Ich werde mir dieses Buch kaufen, später. Es ist eine außergewöhnliche Geschichte. Um die Liebe. Die Liebe zu Mensch und Wort, zwischen Mann und Frau. Sie schreibt, dass Sartre Zeit seines Lebens nie aufhörte, sich in Frage zu stellen. Oft habe er „gegen sich“ gedacht. Die Ereignisse 1968 berührten ihn so tief, dass er grundsätzlich neu über die Rolle des Intellektuellen dachte. Der „klassische Intellektuelle“ müsse einem „neuen Intellektuellen“, der in der Masse „schmilzt“ weichen. So erschien am 1. Mai

1970 die erste Ausgabe einer Zeitschrift, in der die „Massen zu den Massen sprechen“.

Ich nehme ein weiteres Buch zur Hand, eines von Michel Foucault. Er unterrichtete von 1971-1984, seinem Tod, am Collège de France (mit einer Ausnahme – 1977 profitierte er von einem Sabbatjahr). Einleitend wird beschrieben, dass das Lehren und

Lernen am Collège de France eigenen Regeln unterlag. Die Lehrenden legen jedes Jahr ein neues mit eigenen Studien aktualisiertes Exposé ihrer Lesungen vor. Den Seminaristen steht die Teilnahme an den Veranstaltungen völlig frei. Es gibt weder Einschreibungen noch Diplome. In Foucaults Lesungen saßen 500 Studenten, obwohl das Auditorium nur über 300 Plätze verfügte. Eine Zeitschrift bericht: F. betritt die Arena dynamisch, als wolle er sich ins Wasser werfen, schiebt die Diktiergeräte beiseite, um Platz für seine Papiere zu machen, zieht seine Weste aus, schaltet eine Lampe an und beginnt pünktlich mit lauter Stimme. Im Anschluss keine Fragen. F. kommentiert selbst: Man muss über das diskutieren, was ich vorschlage. Manchmal, wenn der Unterricht nicht gut war, fehlt es nur an einer kleinen Sache, einer Frage vielleicht, um alles an den richtigen Platz zu setzen. Aber der Gruppeneffekt in Frankreich macht eine wahrhaftige Diskussion unmöglich. Doch wenn es keinen Rücklauf gibt, bleibt der Unterricht Theater, Bühne. Ich bin Akrobat für die Leute. Ich höre auf zu sprechen und bin einsam.
Es wäre schön, wenn die Schüler die Wahl hätten, zu meinem Unterricht zu kommen.
Ich finde auch die rue Cassette 29, in der Rainer Maria Rilke 1907 die Briefe über Cézanne schrieb, bin mir aber nicht sichere, ob das Haus wirklich noch dieses ist.

Mir ist es plötzlich eiskalt und ich gehe nach Hause.

Paris, le 15 février 2006
35. rue du Général Leclerc

Höre schon nachts den Regen. Es regnet immer auf die gleiche Art und Weise hier. Leicht, dicht und geradeaus hinunter. Die Tropfen legen sich auf mein schräges Fenster. Sicher bleiben sie auch da liegen, wenn die Sonne scheint. Ich will weiter schlafen und schließe die Augen. Aber ein anderes Geräusch schiebt sich hinein in mein Bett. Ein Pressluftbohrer. Von weit her zwar, aber bohrend. Gefolgt von Hammerschlägen. Im Haus kann es nicht sein. Draußen sehe ich auch nichts. Lege mich wieder hin. Beschließe, das hinzunehmen. Mich darauf einzustellen. Später, als ich losgehe, sehe ich, dass der bisher geschlossene Laden in meinem Haus ausgebaut wird. Einerseits freue ich mich, da diese ewig geschlossenen Garagenjalousien mich stören und im gesamten Stadtviertel viel gebaut wird, andererseits fühle ich mich beeinträchtigt. Ernster scheint die Stimmung im Büro in der zweiten Etage zu sein. Die Baustelle liegt genau darunter. Es trifft den Vermieter selbst mehr als mich. Das versöhnt mich.
Ich schalte den Fernseher ein und stoße auf eine Sendereihe, die sich nennt: „Zuerst die Kinder“. Es geht um Kinder zwischen fünf und sechs Jahren. Ganz niedlich! Sie werden zu Verliebt sein, Liebe, Liebeskummer, Küsschen und Küssen, Streicheln und Zärtlichkeiten befragt. Sie sagen, was sie sich wünschen, wenn sie verliebt sind und lernen, sich gegenseitig zu sagen, ob sie sich mögen oder nicht. Auch werden sie in die Situation gebracht, jeman-

den abzuweisen, in den sie nicht verliebt sind, mit einer Abweisung fertig zu werden. Sie dürfen jemanden küssen, den sie mögen und es ist eine Freude zuzuschauen, wie glücklich der oder die Auserwählte ist. Das alles wird von einem Psychologen begleitet und kommentiert. Befragt nach den Gefühlen der Kinder, erklärte er, dass sie sich sehr wohl richtig verlieben können. Auf die Frage nach möglichen intimen Grenzüberschreitungen, meint der Arzt, dass für die Kinder lieben und heiraten ein Synonym sei. Man liebt und küsst nur das, was man heiraten kann. Und die Kinder wissen, seine Mami, den Bruder, Tiere und seine Federtasche kann man nicht heiraten. Zu einfach, glaube ich. Dennoch wünschte mir bei uns ein solche Sendungen, zumal nun ein zweiter Teil folgte „...dann die Eltern“.

Ich stehe auf, mich einzurichten (s’installer). Es dauert seine Zeit, bis man sich wohlfühlt. Es regnet noch immer. Ich schreibe zwei Briefe. An J. und S.. Als ich aus der Tür trete, regnet es nicht mehr. Ich gehe diesmal in die andere Richtung und stoße zu meiner großen Freude auf die Post! Keine drei Minuten von mir! Und auf einen riesigen Haushaltsbasar, wie diese hier so üblich sind. Ich kaufe eine Glaskanne für Tee und Kaffee, zwei ovale Plastteller und eine kleine Butterdose mit Oliven- und Orangenmotiven und einen Swiffer, da die Staubsauger hier den Schmutz eher verteilen als saugen, trage meine „Schätze“ nach Hause und freue mich, dass nun alles perfekt ist. Wie sich herausstellen wird, zu früh.

Mein Ziel ist heute die Ausstellung „Femmes au portrait“. Es sind Fotos von Isabelle Huppert, wohl die derzeit beste Schauspielerin Frankreichs. Es ist eine sehr schöne, kühle beherrschte Frau. Es laufen auf zwei Leinwänden Portraits. Sie steht nur da und schaut sich und den Zuschauer an, spielt mit Mimik und Gestik. Einmal wird nur ihr Gesicht gezeigt, auf der anderen Leinwand ihr Gesamtbild. Ich finde nicht heraus, wie lange die Filmsequenz dauert. Ich stehe lange davor. Es wiederholt sich keine Pose. Am 22. Februar läuft ein neuer Film mit ihr an.

In der gleichen Straße stoße ich auf die Sorbonne. Der Zugang ist mir nicht gestattet. Polizei davor. Noch verstehe ich nicht, weshalb. So wende ich mich zum Collège de France. Welche Überra-

schung! Noch immer die gleichen Bedingungen! Kostenloser Zutritt zu allen Lesungen, keine Einschreibungen, keine Teilnahmebestätigungen. Es wurde 1530 mit dem Ziel gegründet, die neuen Lehrmeinungen der Renaissance zu unterrichten, denen sich die anderen Universitäten verschlossen. Seit seiner Gründung wurden immer neue Lehrstühle geschaffen. Große Lehrmeister unterrichteten hier, z.B. F. Joliot Curie. Trage das Lehrprogramm nach Hause. Es beginnt wieder zu regnen. Ein bisschen ist es wie im April. Am Zeitungskiosk kaufe ich mir das neue Paris-Wochenprogramm. Es gibt zwei davon: „L'officiel" und „Pariscope". Hier findet man wirklich alles an Veranstaltungen in Paris und Umgebung. Dabei fällt mir eine Musikzeitschrift ins Auge – „Les Inrocks". Auf dem Titelbild Serge Gaingsbourg. Seine Lebensgeschichte wird erzählt, u.a. auch von vielen seiner Zeitgenossen, zuerst natürlich von Jane Birkin. Ich zögere noch. Aber zu Hause bin ich sehr froh das Heft zu haben. Es gibt außergewöhnliche Fotos und viele private Begegnungsgeschichten. Gaingsbourg und Birkin begleiten mich schon seit meinem Studium (Je t'aime, moi non plus). Im Sommer begegnete ich ihnen in Saint Paul in Südfrankreich. Im Ben Becker Film „Ein ganz gewöhnlicher Jude" hing sein Bild als einziges an der Wand. Und zu Hause liegen CDs und eine DVD. Hierher habe ich die Jane-Birkin-CD-Sammlung mitgenommen. Die lege ich mir jetzt auf.

Clichy, le 16 février 2006

Mache mich auf die Suche nach meinem Stadtviertel, nachdem ich heute im kleinen Park Salengro gelaufen bin, obwohl es wieder nieselt. Sechs Runden in 30 Minuten. Habe noch Muskelkater von vorgestern – kein gutes Zeichen. Muss mich unbedingt in Form bringen! Gymnastik, Sport, Trinken und Kosmetik – ein Muss! Bin entsetzt, wie schnell man abbaut!

Gedanken beim Laufen: Schüler, Projekte, mein Tag?, alles Mögliche. Spüre, wie das Laufen mich entkrampft, auch im Kopf. Hole beim Bäcker ein halbes Baguette, frühstücke und gehe langsam los. Clichy hat 50.000 Einwohner auf einer Fläche von 307 Hektar. Mir fällt auf, dass enorm viel gebaut und renoviert wird. Im Prospekt lobt man das gute Zusammenwohnen zwischen Ausländern, Zugezogenen und Gästen. Selbst „Clochards“ sind angenommen. Man unterhält sich mit ihnen und steckt ihnen etwas zu. Die Atmosphäre scheint familiär. In den Geschäften wird man freundlich bedient und schnell in ein Gespräch verwickelt. Menschen ganz verschiedener Herkunft scheinen hier gut integriert zu sein.
Der Boulevard Jean-Jaurès stellt die Hauptstraße dar. Hier gibt es sogar eine kleine Fußgängerzone und viele, viele kleine Geschäfte, einen Markt und das Rathaus. Neben der Kirche befindet sich ein gutes, ruhig gelegenes Hotel. Das Doppelzimmer kostet 72 Euro. Ich laufe weiter bis zur städtischen Schwimmhalle. Ganz toll! Wenige Menschen, 50-m-Bahn. Ich muss meinen Mietvertrag vorzeigen, bekomme eine Carte d’accès réservée aux résidants clichois“ für 8 Euro und muss dann nur 2,80 statt 5 Euro zahlen, da ich als Einwohner Clichys zähle. Gleich darauf stoße ich auf ein Sportgeschäft, in dem ich die obligatorische Bademütze und Badeschuhe kaufen kann. Ein ganz netter Verkäufer, der mir gleich ein wenig französisches Vokabular mit auf den Weg gibt. Unterwegs stoße ich noch auf eine kombinierte Vor- und Grundschule. Ganz

schön, werde ich später erforschen. Mein letzter Gang geht zur Bibliothek. Auch hier muss ich meinen Mietvertrag mitbringen, dann kann ich alles nutzen – eine ganz einfache Bücherei –alles zum Anfassen und Ausleihen (Bücher, DVDs, CDs). Bin froh, nicht Paris direkt als Wohnort gewählt zu haben. Hier bin ich besser eingebunden.

Was fange ich an mit den Jahren
Die ich zu spät
M.
Ich auf gemacht
In
S.
Leben

Hole nach
M.
Ich
Hier.
Lebens Kraft Los
Auf!

In der Stadt
Suche ich nach mir
Überall
Kleine Sonnenstrahlen
Und erste Straßencafés
Ohne M.
Ich.

Paris, le 16 février 2006

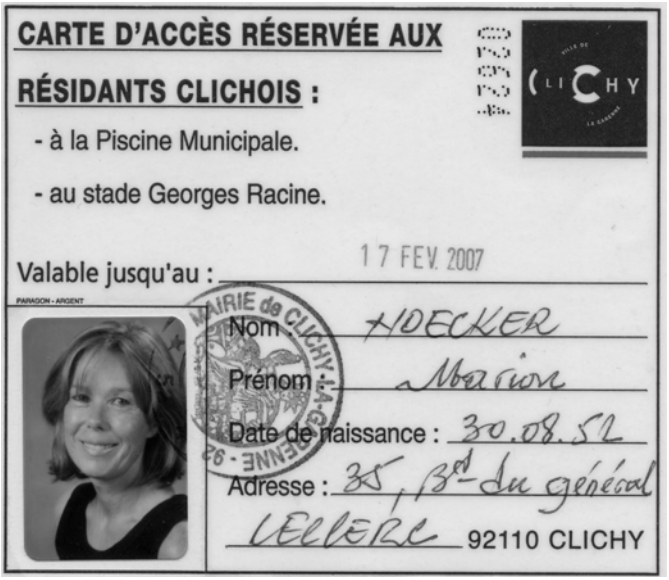
Samedi, le 18 février 2006
Chez moi

Chez moi – bei mir. Das wünschte ich mir, bei mir zu sein – in diesem Sinne des Wortes. Es bedeutet auch zu Hause zu sein. Dass letzteres nach einer Woche nicht sein kann, ist schon klar, aber dass ich mir selbst hier so fremd bin, macht mich unglücklich. Habe ich mir etwas vorgemacht? Meine Kräfte überschätzt? Etwas überhört, unterschätzt? Bin ratlos heute Morgen. Regen, Kälte auch in meinem Zimmer. Kopfschmerzen, Übelkeit, Angst, ja auch die. Rufe E. an. Seine Stimme beruhigt, wie immer. Entscheide mich für Aspirin, das leichtere Mittel. Was ist los? Frage mich das. Was will ich? Was! Ein paar Wolken, ein paar Tage Regen, was habe ich erwartet im Februar in Paris?! Was wirft mich wirklich aus der Bahn? Sind es die Wohnungsprobleme, die übersteuerte Lüftung, der Geruch im Haus? Das Studio ist doch wunderschön, ideal!

Ich schreibe. Das ist schön, es macht mir Spaß, abends. Ich lese, kann tun und lassen, was ich will. Dennoch habe ich immer das Gefühl, etwas geht noch besser, bin ich unzufrieden mit irgend etwas. Mit mir?
Wahrscheinlich das. Ich glaube, ich brauche Menschen, mehr als ich dachte, als ich denke. Ich denke mich aus. Aus mir heraus und hinaus. Ich brauche diese Zeit in Paris. Ich brauche sie, um mich zu erkennen. So viele Schriftsteller, Maler, Künstler hat es hier her getrieben. Ich will werden - ein gefüllter, ein kreativer, ein ruhigerer, ein gelassenerer Mensch, der dann vor die Schüler treten kann. Souverän. Mit Wissen und Erfahrungen, die man auf keiner Schule lernen kann, der so frei ist, Nein zu sagen (wie Sartre), um eine Basis für Veränderungen zu legen.
Aber noch ist es nicht so weit oder – es ist noch so weit! Dahin.
Gehe vorerst in kleinen Schritten. In mein Quartier. Hole mir Bananen, Würfelzucker, einen Kaffeefilter und Tomatensuppe. Gebe diesmal acht, nicht in den Hundekot (überall) zu treten wie gestern. Das macht sich nicht gut im Zimmer, vor allem dann nicht, wenn man es nicht gleich bemerkt. Vor mir zieht eine Frau einen kleinen Pinscher hinter sich her, der genau an unsere Eingangstür pinkelt. Ein kleines Rinnsal im Hausflur, das sicher trocknet, aber ich sehe den Fleck, werde ihn immer sehen, steige darüber hinweg und gehe nach oben. Mir kommt eine Hausbewohnerin entgegen mit ihrem Hund. Sie ist schon fast zur Tür hinaus, ich drehe

mich um und sehe, wie das Hündchen in den Hausflur pinkelt. Nun ist das Revier markiert. Ich werde vorsichtig sein.
Alltag und doch nicht. Mir ist schwindlig und ich scheue mich ins Zimmer. Einsamkeit. Denke an meine Mutti und rufe sie an. Sie ist viel allein. Sie freut sich.
Vielleicht ginge es mir in Berlin heute auch schlecht? Es wird weiter regnen, morgen, übermorgen. Vor mir lebte auch eine Frau hier. Eine italienische Lehrerin. Es war auch kalt und kein Frühjahr in Sicht.
Paris ist die tollste Stadt in Europa.
Es ist 21.45 Uhr. Ich höre meinen Gegenüber saugen. Es ist ein ruhiges Haus, dennoch hört man, dass jemand da ist. Ich werde mich einleben. Ja, ich möchte es so gern.
Heute bekomme ich eine Nachricht von S., sie möchte vom Mittwoch bis Sonntag kommen. Ich freue mich. Man spiegelt sich dann anders. Und ich bin abgelenkt von mir. Die französischen Gedanken drehen sich schon wieder im Kreis. Das ist furchtbar am Anfang. Vier „deutsche Tage“ werden mir gut tun.
Jetzt wünsche ich mir nichts so sehr, als gut zu schlafen und mich wohl zu fühlen, wenn ich aufwache.
Neben mir hört jemand jetzt ganz laut Musik. Doch kein ruhiges Haus.
Plötzlich weiß ich, was mir fehlt. Ich möchte für jemanden da sein. Ich gebe so gerne von mir ab. Es widerspricht meinem Wesen, nur für mich zu sein.

Ich will für andere sein. Ein Für-sich-sein ist mein Sein nicht. Ich habe Sehnsucht, ohne zu wissen wonach.


CARTE D'ACCÈS RÉSERVÉE AUX

RÉSIDANTS CLICHOIS :

- à la Piscine Municipale.
- au stade Georges Racine.

Valable jusqu'au : 17 FEV. 2007

Nom : HOECKER

Prénom : Marion

Date de naissance : 30.08.52

Adresse : 35, Bd du général LECLERC 92110 CLICHY

Dimanche, le 19 février 2006 – jour de pluie
Champs Elysées

Telefoniere mit J. und J. – mein Sonntagsgeschenk! Sehe im Fernsehen eine Sendung „Le bateau de livre“ (Bücherboot). Eingeladen sind vier Autoren, deren Bücher gerade erschienen sind. Das Studio ähnelt einem großen Wohnzimmer mit vielen Regalen, in denen sich die bereits vorgestellten Bücher befinden. Die Schriftsteller unterhalten sich unter Leitung eines Moderators dazu. Eines trägt den Titel „Le combat pour le francais“ (der Kampf ums Französische). Der Autor, Claude Hagège, unterrichtet am Collège de France. Ich werde sehen, ob er sich auf meinem Lehrprogramm befindet.
Ich laufe los, ins Centre Pompidou – mein erster Kinobesuch, eine Spezialserie des großen amerikanischen Filmemachers Martin Scorsese, geboren 1943 in New York, italienischer Herkunft. Er drehte und dreht mit den bekanntesten Schauspielern der Welt. Seine Arbeit besteht aber auch darin, alte Filme „zeigbar“ zu machen. Ich sehe „L’ennemi public“ (Der öffentliche Feind), von W.A. Wellman, 1931 gedreht. Die Handlung beginnt 1909, ein Sittenbild des damaligen New York. Ich muss an E. denken. Das hätte ihn interessiert. Solche Bilder habe ich noch niemals gesehen. Der Film knackt noch richtig. Es wird die traurige Geschichte eines Jungen in die Kriminalität gezeigt, sein Aufstieg bis in die höchsten Kreise und der Fall als Erwachsener, der Tod. Eine Gaunergeschichte, wie man sagt, mit reellem Hintergrund, ein gesell-

schaftliches Problem Amerikas, sicher auch heute. Für mich die Eröffnung einer ganz anderen Welt, hätte ich mir zu Hause nie angeschaut. Möchte gerne noch einen anderen Film von ihm sehen (New York, New York oder Bob Dylan).

„Nun aber Regen, Regen wie auf dem Lande, so ausführlich und laut, ohne andere Geräusche dazwischen“, so beschreibt Rilke in seinen „Briefen über Cézanne“ den in Regen in Paris vor 100 Jahren. So ist es auch heute. Es hat sich eingeregnet und es wird in den nächsten drei Tagen nicht aufhören. Mir ist es komisch bei diesem Gedanken. Vielleicht dauert es auch eine Woche. Es regnet anders und die Menschen im Regen sind andere. Will nach dem Film im Centre Pompidou noch nicht nach Hause, laufe sternförmig vier Mal vom Gebäude aus in jede Richtung, um zu sehen, wohin die Straßen führen.

Bin erstaunt, wie nah die Seine ist und laufe zum Hôtel de ville, bin überrascht von dessen Schönheit. Mehr noch staune ich über die Menschen, hier um die Kunsteisbahn oder später auf den Champs Elysées, wohin ich mich flüchte. Sie scheinen unter dem Regen hindurchzukriechen, die Menschen. Flanieren im Arm des Freundes oder auch die Kinder an der Hand die Avenue entlang, oft ohne Schirm. Nur die Hosen zeigen nasse Ränder, Haare und Outfit – ohne Spuren. Später bemerke ich, wie sie aus den Parkhausöffnungen strömen und schnell in einer der Passagen, Cafés oder Läden verschwinden, um sich dann wieder für fünf Minuten zu zeigen. Ist das das Geheimnis? Viele schöne Menschen, die der Regen nicht zu stören scheint. Ein liebes Wort, ein lieber Blick – schöne Welt. Heute erkennt man die Touristen an wetterfester Kleidung und Schirm, die Pariser tragen Mäntel und bunte Schals, schicke Schuhe, manchmal schon ohne Strümpfe, sind hübsch zurecht gemacht und laufen mit beschwingtem Schritt. Ich trage meine Winterkutte, möchte aber gern wie eine Pariserin gehen.
Wenn es wärmer wird, zeige ich mich, werde die Schwere schon noch ablegen! Ja, das werde ich. Auch, wenn es morgen weiter regnet und sogar schneien soll.

An E.
Paris, le 19 février 2006

Ja, das bist du mir. Teuer. Und nur Dir versuche ich Antwort zu geben. Ich spüre, wie wir uns unterscheiden im Dasein. Im Sein. Das Sein an sich ist da. Ich bin da. Genug. Das genügt doch. Jemand hat mich gemacht. *Ich lebe.*

Ich lebe jetzt in Paris, weil ich wissen will, was ich aushalte von mir. Einen anderen Ort kann ich nicht wählen. An einem anderen Ort gehe ich zugrunde. Hier bin ich gerade fremd genug, um auf keine Erfahrungen zurückgreifen zu können und nicht so fremd, dass ich mich gefährde.
Ich will diese Stadt zu meiner machen. Sie soll mich wollen. Mich nicht im Regen stehen lassen. Sie soll meine schöne, schöne Stadt werden. Eine Stadt, die mich empfängt, weil ich mir ganz viel Zeit nehme, sie einzuatmen, auch die Regenluft und die Luft in den Metroschächten. Ich will all ihre Boulevards, Straßen und Gässchen gehen, die Parks, Wälder, Friedhöfe und Denkmäler.
Ich möchte ihre Geschichte erfahren. Ja, erfahren möchte ich die Stadt. Und mich darin. Es ist so ein Vakuum in mir. Bin so gierig auf Kunst und Kultur und die Menschen „dahinter“. Ich habe so lange nichts gelernt, immer nur gegeben.
Es ist wichtig, einmal im Leben zu spüren, was Ausländersein bedeutet.
Es ist wichtig, einen Bruch in der Lebensweise zu erfahren. Anderes zu tun.
Ich möchte leichter werden in meinem Leben, lustiger, diesen tausendfachen Absicherungsspleen ablegen, gesünder, mich ausschlafen, treiben lassen, laufen und schwimmen.
Ich möchte ein Stadtviertel in seiner Infrastruktur kennen lernen.
Ich möchte mir einen Überblick über die französische Presse verschaffen.
Ich möchte französische Bücher im Original lesen.

Ich möchte mich mit Sartres „Was ist Literatur“ auseinandersetzen.
Ich habe noch zahlreiche Biographien zu lesen.
Ich möchte von einem anderen Plateau her unterrichten. Weiter am Horizont stehen (Horizonterweiterung).
Ich weiß um Menschen, die mitten in der Stadt zelten an vielen Stellen, Menschen mit erfrorenen Füßen, auch das will ausgehalten werden zu sehen.
Ich möchte all das und sicher vieles mehr noch in einem Buch festhalten. Daran schreibe ich auch. Ich fühle, dass ich den Schritt hier her in letzter Minute ging. Meine Kraft lässt nach.
In erster Linie möchte ich (mich) ausspannen in dieser Sprache noch mehr zu Hause fühlen, (mein überdrehtes Gehirn nähren), mich erholen, Kräfte sammeln, die Blässe ablegen, und mich mit dieser schönen Stadt verbünden. Sie wird meine Freundin werden, wenn erst die Sonne an den Seineufern scheint.

„Wenn es nur eine Wahrheit gibt“, so schreibt Sartre, „so muss man sie nirgendwo anders suchen, als überall.“

Deine Marion

Clichy, février, le 28
35, boulevard du Général Leclerc

Regentropfen in drei Schichten auf dem Fenster. Seit ich da bin – Paris im Regen. Liege und sinne nach, über mich und den Tag, der es werden wird, nehme dann meinen schönen bunten Reiseführer und lese über die Geschichte der Stadt. 700 000 Jahre v.u.Z. siedelten Jäger und Sammler hier an, in

Bercy, das ist im heutigen Süd-Osten der Stadt. Anlässlich des Vorstoßes der römischen Truppen unter Caesar brannten die Parisii ihre eigene Stadt nieder. Ein Wiederaufbau erfolgte nach römischem Vorbild (Stein und gepflasterte Straßen). Die Anhöhe hieß Lutetia. Den Namen Paris trägt die Stadt erst seit dem 3. Jahrhundert. Um 275 wird Lutetia von germanischen Stämmen geplündert. Im Reiseführer steht das unter der Überschrift: Der Einfall der Barbaren. Ich bekomme ein komisches Gefühl, als ich das lese. Seit 987 ist Paris Hauptstadt des Königreiches. Um 1140 gewährt Louis VII den Bürgern der Stadt für immer das Recht auf einen unbebauten Platz, um Handel zu treiben (Place de Grève). In dieser Zeit entstanden auch die ersten Markthallen. 1257 gründet Robert de Sorbon die Universität. Die Schüler studierten bis dahin an verschiedene Collèges der Stadt (Unterkünfte mit Privatlehrern). Um sich auszutauschen, lungerten sie in der Stadt und auf den Plätzen herum. Eine feste Institution sollte das ändern. Die Einwohnerzahl wuchs auf 80 000, (einschließlich dem Umland auf 200 000) an. Im 17. Jahrhundert entstanden die ersten Boulevards, Gärten, z.B. La Place des Vosges), die Straßenbeleuchtung. Es gab eine Verordnung darüber, dass Straßen mindestens 9m breit sein müssen. Das 18. Jahrhundert beeinflusste die Stadtentwicklung durch die großen Aufklärer und dem Ergebnis der Revolution von 1789, die mit dem Sturm auf die Bastille begann und mit der Guillotine für Robespierre endete. Unter Napoleon (1804) wurde Paris zur blühenden Stadt. Ein ehr-

geiziges Bauprogramm begann. Es entstanden Brücken, Abwassersysteme, Märkte, die Gasbeleuchtung, auch die rue Rivoli. Die Bourgeoisie stieg auf. Die ersten Passagen entstanden und der Arc de Triomphe. 1846 hat Paris mehr als 1 Million Einwohner. Baron Haussmann lässt ganze Stadtviertel abreißen. Es entstehen breite Boulevards, nach bestimmten ästhetischen Prinzipien und weitere Parks. Die Zahl der Arrondissements stieg auf 20. Es erfolgte die Versorgung der Haushalte mit fließendem Wasser. Am Ende des 19. Jahrhunderts sind Paris und Wien die kulturellen Zentren Europas. Die Metro wird gebaut, die Vororte besiedelt. Es erfolgt eine Trennung von Stadt und Banlieu. Nach dem Schrecken der Okkupation entwickeln sich besonders das Rive Gauche und St. Germain des Prés zu intellektuellen Zentren. 1954 beginnt aufgrund der erschreckenden Wohnraumsituation ein gigantisches Bauprogramm „Grande Banlieu“. Es entstehen fünf neue Vor-Städte. Die Einwohnerzahl der Innenstadt sinkt auf zwei Millionen. Das Zentrum „verbürgerlicht“. Dies sorgt für Sprengstoff bis in die Gegenwart. 1960 leben 10 Millionen Einwohner im Großraum Paris. Die erste RER-Linie wird 1969 gebaut. Die Präsidenten prägten in ehrgeizigen persönlichen Projekten das Stadtbild, oft gegen den Willen der Bevölkerung. Schließlich aber nehmen die Pariser alles Neue doch in Besitz und hauchen ihm dieses einmalige Leben ein. So werden unter de Gaulle Les Halles gebaut, Pompidou hinterlässt das Centre Culturel und den neuen Stadtteil La Défense. Unter Mitterand entstehen die

Opéra de la Bastille, die Pyramide des Louvre und La Grande Arche. Jacque Chirac ist derzeit der Präsident im Elysée-Palast und gehört damit nicht mehr zur Geschichte. Angemerkt sei hier, dass dieser Exkurs ein gedanklicher Spaziergang ist, in dem wichtige Ereignisse und Baudenkmäler nicht erwähnt sind, dagegen Kleinigkeiten Raum gegeben wird.

Ich mache mich auf und gehe ins Kino: Walk the line, ein Film über Jonny Cash. Dazu fahre ich nach Montparnasse. Es ist 17 Uhr. Aus allen Straßen strömen Schüler. Mir scheint, die Bevölkerung verdoppelt sich. Endlich frei. Im Kino versinke ich in diese Geschichte dieses Sängers und seiner Liebe. Am nächsten Tag kaufe ich die CD.

Paris, le premier mars 2006
Montparnasse

Ich erwache und es scheint die Sonne. Auf meinen Dächern schimmert Reif. Ziehe meine Turnschuhe an und laufe los. Enttäuschung – mein Park ist geschlossen. Laufe „drumherum“, will mit hineinschlüpfen, als ein Mann eines der Tore aufschließt. Keine Chance. Aufgrund des Schnees bliebe der Garten geschlossen. Die Wege sind frei, auf den Wiesen – etwas Reif, das ist alles. Laufe vier Runden um den Park. Die Menschen, die mir von der Metro entgegen kommen, machen kein bisschen Platz, französisch, finde ich. Hole ein halbes Baguette vom Bäcker und 600 Euro Miete von der Bank. Ein neuer Monat beginnt.
Ziel heute ist Montparnasse, 14. Arrondissement. Kennzeichen : La Tour Montparnasse, 210 m Höhe, 58 Stockwerke. Ich laufe durch die Straßen und entdecke nichts mehr von der einmaligen Atmosphäre dieses Viertels. Der Boulevard Montparnasse lebt von der Geschichte. In den Restaurants La Coupole mit mehretagigem Ballsaal, in dem Sartre und Beauvoir regelmäßig verkehrten, La Rotonde, einem kleinen Bistro, in dem z.B. Modigliani und Trotzki Stammgast waren und Le Dôme, auf dessen sonniger Terrasse sich Künstler der Münchener Schule und aus Berlin trafen, sitzen heute Damen in Pelzen mit ihren Begleitern oder begüterte Touristen. Die ehemalige Künstlerkolonie La Ruche, in der Chagall, Brancusi, Appollinaire ihr Auskommen hatten, existiert nicht mehr, obwohl sich heute im Viertel einige bildende Künstler niederlassen.

Dagegen blüht der Commerce. Auf der Rue de Rennes gibt es zahlreiche Klamottenläden und ein großes FNAC.
Mein Weg führt mich auf den Friedhof Montparnasse. Hier stehe ich an den Gräbern von Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Charles Baudelaire, Constantin Brancusi und Serge Gaingsbourg.

Ich stehe da und friere in der Sonne an den schönen Gräbern, auf die die Menschen ihre Gedichte, Maskottchen, Noten, oft das Liebste legen. Es erhebt mich und macht mich fröstelnd. Sie leben auch in mir und sind doch so tot. Dieses ganze Künstlerviertel ist nicht mehr. Das macht mich traurig.
Halte danach die Menschen nicht aus mit ihren Rieseneinkaufsbeuteln und fahre nach Hause, in mein kleines Zimmer und schreibe ganz allein mit mir.

Jeudi, le 2 mars 2006
Montmartre

Es ist kurz vor 21 Uhr. Ich bin kraftlos. In der Stadt erfasst mich immer die gleiche Bewegung. Ein Auf- und Ab. Ein anstrengendes Auf und Ab und ein Entgegen. Ein Springen zur Seite, ein ständiges Schauen nach links und nach rechts. Ein Orientieren, ein Sich-fragen, ein In-sich-hinein-fragen und Aus(ser)-Sich-hinaus-sehen und gehen. Ein Aufpassen, dass man in nichts tritt, dass nichs gestohlen wird. Eine eintönige, anstrengende Bewegung, unterbrochen von ständigem „Pardon“, wofür und wogegen auch immer. Dabei schien die Sonne und ich schoss so viele Fotos wie noch nie. Schöne Fotos. Fotos, die mich nun traurig machen, die ich anschaue, als wäre ich nicht dabei gewesen. Dabei war der Park geöffnet am Morgen, ich konnte laufen, der Spielplatz wird ganz neu angelegt, Krokusse stecken ihre Köpfe heraus, fünf Enteriche machen sich über eine Ente her. Ein Männchen saß auf der Armen und drückte ihren Kopf nach unten, die anderen vier schmeichelten gewaltig um sie herum. Das habe ich auch noch nicht gesehen.
Auf dem Weg zur Metro hatte ich sogar schon ein bisschen vertrautes Gefühl, das sich aber abends nicht wieder einstellt. Ich möchte jetzt schreiben und es tut mir weh. Ich habe Angst, dass ich mich nach unten schreibe, auch weil der Server schon wieder nicht geht, aus dem Telefonieren nichts wird und die Mails nicht abgehen, ich zerknitterte Wäsche hier habe und kein Bügeleisen, weil jemand meine Wäsche ins Hochtourprogramm des

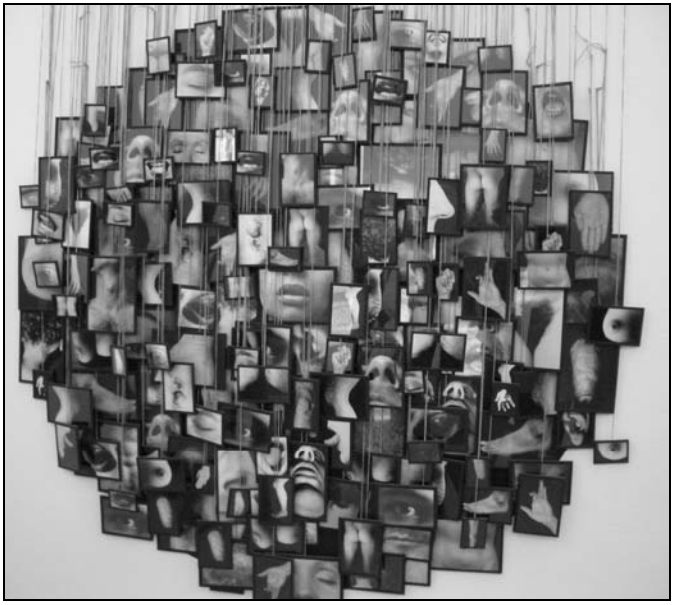
Trockners gepackt hat und weil der Wetterbericht eben für morgen ganz ganz Schlimmes ansagt.
Heut „besuchte“ ich Paul Cézanne (1839-1906) in der 15, rue Hégésippe Moreau, in der Nähe des Cimetières Montmartre.

Heute leben im kleinen Hof der Villa des Arts wieder Künstler. Ich freute mich, die Wohnung gefunden zu haben, konnte mir aber nicht vorstellen, wie der Maler hier gelebt hat, in Aix-en-Provence war das ganz anders. Ich empfand nichts, so sehr ich mich mühe.
Jetzt geht im Gang wieder dieser Lärm los, als wäre eine ganze Großfamilie auf Wanderschaft. Die haben bestimmt auch meine Wäsche versaut. Pardon! Vorurteile, natürlich, nichts als Vorurteile.
Den Gang zu Sacré Coeur, den Gang zu den Touristen erspare ich mir, laufe zurück zum Boulevard

de Clichy und fotografiere Moulin Rouge – in wirklich einem ganz schönen Rot heute.

Ich beginne zu frieren jetzt. Möchte in eine warme Wanne! Unheimlich gern. Entspannen, aufweichen, aufwärmen und gedrückt werden, anlehnen. Ich suche den Place Emile Goudeau. Dort zogen ein außergewöhnliches Licht und niedrige Mieten Künstler wie Renoir, Braque, Picasso und Appollinaire an. Sie richteten sich in der Künstlerkolonie „Bateau Lavoir“, einer Bruchbude, ein. 1970 wurde das Gebäude unter Denkmalschutz gestellt, kurz darauf brannte es ab. Heute soll es, laut Führer, von einer modernen Künstlersiedlung ersetzt worden sein. Davon habe ich nichts gesehen. Aber auf den ehemaligen Standort wird hingewiesen. Jetzt lese ich gerade, dass Renoir und Dufy in der 12, rue Cortot wohnten und im Lokal Moulin de la Galette das bekannte Gemälde entstand, das ich gerade in

der Collection Pillips sah. Da muss ich aber noch mal hin. Montmartre muss auf alle Fälle weiter erforscht werden. Das Wetter ist schön, so laufe ich über die Oper mit einem Abstecher in die Galeries Lafayette. Angewidert vom Getue des Kaufrausches, ins Centre Pompidou, den zweiten Teil der Ausstellung Big Bang anzuschauen: Zerstörung, Dekonstruktion, Sex, Krieg, Melancholie, Subversion, Anarchismus sind die Themen. Vielen Bekannten begegne ich hier wieder, sogar Feininger mit einem ganz ungewohnten Kunstwerk, Ja auch dem Bauhaus und Giacometti und Dix, aber auch vielem neuen.



Gehe zur Metro und schaue in einen der vielen Pariser Läden. (Ver)suche den Spagat zwischen neuer

Linie und Notkauf, meine Ausstattung etwas aufzubessern. Je länger ich hier bin, desto unmöglicher finde ich mein ganzes Zeug. Möchte alles in die Tonne drücken. Ganz feminin ist angesagt und unheimlich vielfältig. Tausend Frauen kaufen tausend Sachen. Drängeln, ziehen sich um, an aus und wieder an, gehen mit tausend Taschen nach Hause. Ich möchte auch jemanden an meiner Seite, der jetzt hilft, etwas Schönes auszusuchen. Habe meine BH – Größe vergessen, die sind alle verdorben, erstehe eine kleine Jacke und eine Bluse dazu. Vielleicht gefällt es jemandem. Ich möchte ein richtiges Zuhause jetzt. Ein Zuhause, in dem noch jemand wohnt außer mir. Ich schalte den PC aus: Gute Nacht liebe Marion.

ParisCopie

Stadt im Wind E
M.ich Hin. Ein.
Wi(e)der
sehen.

Spreche
wieder ihre Sprache.
Wider Spruch
ich suche:

Paris ist schön.

Reize fluten unter meine
Augen Blick.
M.ein schöner – gibt
Halt!...
und rast vorbei.

Irre
einen neuen einzufangen.
beWeg.e Aug' und Ohr
...und seh' doch nur ein Bild
...und hör' nur einen Namen.

Höre den Akkord der Stadt.
Und stimme ein.
...und er verstummt.

Verfehlt der Ton.
So lass' ich meinen Fingerabdruck auf der Stadt.

Mit diesem Wort.

Für heute,

Paris, le 3 mars 2006, 15.06 h.

Clichy, le 4 mars 2006
35, boulevard du Généal Leclerc

Wenn ich mich verändern will, so muss ich es tun. Ich komme mir entsetzlich altmodisch vor. Alt und nicht modisch. Vielleicht sind deshalb die Klamotten im Trockner vertrocknet. Jetzt ist es 22 Uhr, bringe Wäsche nach unten, samstags abends hat man hier anderes zu tun. Ich kann sicher sein, dass sich nicht wieder jemand daran vergreift.
Mein Sein hier, das Hier sein kommt mir modisch, aber alt vor. Vielleicht liegt das daran,dass jeder das tut, was ich auch tue: Paris anschauen. Es ist nichts besonderes dabei, jedoch sind die anderen nicht allein, nicht einsam, das ist nun doch besonders an mir hier. Und ich schreibe am Abend darüber. Paris ist eine Weltstadt. Jetzt ist es meine Welt. Eine andere habe ich nicht. Sie ist mein Spiegel, aber ich sehe mich nicht in ihr. Ich fühle mich nur. Wie weiß ich nicht.
Ich sehe alle anderen: Es gibt keine Frau, so scheint es, die nicht täglich Unterwäsche, Blusen, Schuhe oder Schmuck kauft, keine Freundin, kein Mann, der sie nicht begleitet. Ich laufe eine Marktstraße entlang: Der Markt von Passy: Käse, Obst, Gemüse, Brot, Parfüm, Fisch – alles eng beieinander, billig und in reicher Auswahl. Gegenüber warten schon -zig Menschen brav in der Schlange am Kino, Mütter und Väter ziehen mit ihren Kindern nach Hause aus den Museen oder von den Spielplätzen. Die Restaurants füllen sich zum Abendessen. Leben.

Das ist Leben. Es gefällt mir. Es gefällt mir, ja. Aber ich gehöre nicht dazu. Ich schaue dem Leben zu, wie es lebt, aber ich sehe nicht mich. Auch, wenn mir das nicht neu ist, berührt es mich hier besonders. Bin nicht da, nicht für sie, nicht für mich. Für niemanden. Sehe mein Leben später, als mir E. Fotos von zu Hause, unserem Küchenfenster, dem Blick auf meinen kleinen Wald vom Schreibtisch aus, schickt. Heimweh. Ja, ich weine. Habe entsetzliches Heimweh. Möchte da sein jetzt mit J., der kleinen. Es war als Kind zuletzt so schlimm. Ich war im Ferienlager. Erklären kann ich es mir jetzt nicht, denn ich wollte und will mich verändern. Ich will Paris, diese Stadt, will mich ihr aussetzen, würde mich sehnen danach, wenn ich in Berlin wäre. Das hatte ich doch dieses Leben, Jahrzehnte lang. Vielleicht ist es doch nur die Einsamkeit abends. Das, was unerträglich ist, ist das Schweigen, das Mit-mir-reden in der fremden Sprache mit dem schönen Klang, der schönen Melodie. Die Muttersprache, sie fehlt. Ja, auch sie. Ich fahre ins 16. Arrondissement, Passy nennt sich das Stadtgebiet. Es gibt das Wohnhaus hier zu sehen, in dem Honoré de Balzac lebte, der Schriftsteller der comédie humaine, dieses Sittenbildes, der großen menschlichen Komödie, dieser große französische Romancier. Leider geschlossen bis 6. März. So führt mich mein Weg auf den Friedhof von Passy. Stehe dann wieder vor dem Grab eines Großen: Edouard Manet, des impressionistischen Malers.

Suche und finde auch Debussy. Gehe weiter zum Musée de l'Homme. Dort zeigt man: Geburt, Gesten und Rituale - in einer einzigartigen Ausstellung die Entwicklung des Geborenwerdens in vielen Ländern der Welt und so weit man es zurück verfolgen kann. Es laufen Filme zu Geburten und der Erstversorgung von Säuglingen. Schwangere, Opas und Kinder sehen das sicher zum ersten Mal. Viele sind ergriffen oder verweigern sich auch.
Später laufe ich die rue de Passy entlang. Man kann sie sich merken, denn sie liegt nicht weit vom Palais de Chaillot entfernt, gebaut anlässlich der Weltausstellung 1932, es gibt aber zahlreiche Ladenketten mit französischer Mode in guter Qualität zu angemessenen Preisen. So auch für mich, konnte meine Unterwäsche ersetzen und eine Bluse erstehen. Mit einem Baguette vom Markt in der Tasche fahre ich „nach Hause" in der vollen Metro mit den

Verliebten, den Eleganten und den Einfachen, die mit mir nach Clichy fahren.
Indem ich hier bin, habe ich mich schon verändert. Ich war nicht ehrlich zu mir. Hielt mich für eine, die ganz viel Spaß haben kann in Paris. Ich hoffe immer wieder, dass auch ich einfach, ohne darüber nachzudenken, „im“ Leben hänge Ich bin eine Ernsthafte, eine Vorsichtige, eine solche passt eigentlich nicht hier her. Aber ich bin da. Und ich will hier sein, unbedingt. Dieser Wunsch kommt so sicher daher, dass ich es selbst nicht verstehe, deshalb glaube ich ihm und mir. So passe ich mich mir an. Bringe innen und außen in Übereinstimmung. Im Schreiben gelingt mir das.
Im Haus ist es laut, obwohl es nach Mitternacht ist. Im Fernsehen gibt es den „Victiore de la chanson“. Alle Sänger, die ich kenne. Camille ist toll, hat schon zwei Preise erhalten und M. und Raphael und Cali! Sehe ihn am 31. März im Konzert. Ist doch alles schön jetzt, alles gut. Und heute habe ich nun endlich auch mal den Eiffelturm fotografiert.
Heute morgen kam im Europa-Hotel auf meiner Straße ein deutscher Bus an mit Schülern, die sich in die kleine Eingangshalle quetschten. Am liebsten hätte ich Paris-Führer gespielt. Stellte mir vor, was so in ihnen vor sich geht.
Es kann auch sein, es fehlt mir an Identität hier. Ich bin einfach niemand, keine Ehefrau, keine Geliebte, keine Mutter, keine Oma, keine Lehrerin, keine Freundin. Nur eben ich, M. Darüber muss ich nachdenken. Wer bin ich so ohne? Verändere dich, Marion, schau in den Spiegel und sage: Ich Bin!

Und lebe damit, so lange es reicht. Es wird nicht lange reichen. Ich weiß das.
Ja, ein großes Glück, dass ich schreibe. M.ein Glück!!! Ich möchte ein bisschen, ein kleines bisschen mehr glücklich sein, ein bisschen nur.

Sur les quais dela Seine
Paris, le 5 mars 2006

Meine Veränderung beginnt unsichtbar für andere: Wechseldusche am Morgen, am Telefon meine kleine J., die mir „Heimsucht“ anvertraut, neue Unterwäsche, die Augen mit Eyeliner (longue durée) dezent geschminkt, nehme die kleinere Tasche, schwarze Hose, G-star – heute, vielleicht? Es ist hell draußen. Sur les quais de la Seine – so die Überschrift einer Lektion im Französischlehrbuch der DDR. Eine meiner ersten Unterrichtsstunden. Noch immer bin ich überrascht, dass alles mit meinen Vorstellungen von damals so übereinstimmt, obwohl es nur ein einziges Foto im Lehrbuch gab. Ich möchte am linken Seineufer entlang laufen, so weit wie ich komme. Fahre bis zum Parc Citroen, den ich mir schon so oft ansehen wollte, da man von ihm im heutigen Lehrbuch spricht, tu’s aber auch diesmal nicht, sondern lasse mich von der Atmosphäre der Ufer einfangen. Sonne und Wolken wechseln und ich mache einzigartige Fotos. Sie beschreiben zu wollen, muss scheitern. Die Sonne spiegelt sich nur für Momente in den goldenen Spitzen der Stadt. Sacré Coeur erscheint plötzlich so weiß wie noch nie. Es ist wahr: Die Fotos durch die kahlen Bäume auf die Denkmäler lösen eine besondere Stimmung aus. Einige sollten schwarzweiß entwickelt werden.
Ich laufe über drei Stunden, komme gerade bis zum Louvre, vorbei am Musée d’Orsay, wo Tausend Menschen anstehen – eine neue Ausstellung – Cézanne – Pissaro.

Ich friere, gehe in die Louvre-Passage, rieche an allen französischen Parfums, kaufe einen Lippenstift (auch longue durée) und laufe die rue Rivoli entlang bis zum FNAC. Die CD-Sammlung mit den besten 100 Liedern von Serge Gainsbourg ist anlässlich seines 15. Todestages erschienen, es gibt Sonder-Superangebote. Auf einer großen Leinwand sieht man ihn leben, lieben, singen, sich bewegen

in Paris, an eben den Ufern, an denen ich auch entlang ging.
Ich kaufe natürlich, die 5–CD-Sammlung. Sie gehört in meine Welt hier und überhaupt.
Ja, auch wenn das Geld nicht reichen wird, aber auch das gehört zum Studium, ja – ein Studium ist das hier. Ich lerne viel, sehr viel. Im 17. Jahrhundert lebten die Menschen von der Seine. Die Ufer waren nicht befestigt und Kohle, Früchte, Fleisch etc. wurden auf ihr transportiert. Die Pariser badeten sich darin und ihre Pferde. Paris ist auch heute der bedeutendste Binnenhafen. Aber die Industriebetriebe wurden verlagert. Die Quais sind die Domaine der Liebespaare und Müßiggänger. Ich bin wieder keines von beiden, aber heute habe ich Paris nicht die Stirn, aber mich, anders, schmiegsamer geboten. Ich bin eine Deutsche in Paris.

Paris-Clichy, le 7 mars 2006
35, boulevard du Général Leclerc

20.13 Uhr, Regen klatscht ans Fenster. Jetzt macht er mir nicht mehr so viel aus. Vorhin schon. Ich schreibe, sehe dabei Nachrichten, sehe die großen Ereignisse aus der Stadt, in der ich mich den ganzen Tag aufhalte, Ereignisse, die sich an mir vorbei ereignen: Die Demonstrationen, die Streiks. Ich frage mich schon lange, woher dieses revolutionäre Element, dieses Radikale, dieses Unbedingte kommt. Liegt es im Charakter dieses Volkes, liegt es am politischen Interesse, am Aufmerksammachen-wollen auf ...? Ist es nur ein jährlicher Rhythmus?
Mein Standpunkt (ein seltenes Wort, aber hier steht's jetzt wirklich mal fest für mich) setzt sich aus einem Jahrzehnt Beobachtung der französischen Seele zusammen, einschließlich deren Geschichte.
Ein Kind in Frankreich wird aus meiner Sicht sehr streng erzogen, es muss sich dem fügen, „was sich gehört" - il faut savoir se tenir -, es muss sich zu benehmen wissen. Dazu gehört es, sich in vielen Situationen zurückzunehmen, korrekt aufzutreten. Es ist aufgefordert, sich unter allen Umständen für einen „faux pas" zu entschuldigen – pardon -. Neben dieser Lebensbildung wird es von klein an nicht nur sehr früh mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen vertraut gemacht (in der Regel bis zum Alter von fünf Jahren), sondern auch mit den großen Männern und Frauen der Landesgeschichte. Das betrifft sowohl jede Art von Kunst als auch die

Politik. All das wird kindgerecht aufbereitet. Die Helden ihres Landes sind lebendig in den französischen Herzen. Sie opferten ihr Leben. Sie werden gefeiert. Die Toten und die Lebendigen. Sie huldigen ihre Künstler, sie applaudieren ihnen, sie tragen sie auf Händen. Nicht so die Politiker, auch nicht die Soziologen, obwohl die besten nach wie vor Franzosen sind. Zu dem erhält der französische Schüler ein sehr breites Fundament an Wissen, Faktenwissen, davon kann man sich z.B. in Ausstellungen, in Museen überzeugen, wenn man beobachtet, mit welcher Sachkenntnis sich der überwiegende Teil der Besucher äußert oder die Kunstwerke regelrecht studiert. Man sieht aber auch hier zahlreiche Kindergruppen, die zur Auseinandersetzung angeregt werden. Bildung der Kinder und deren berufliche Entwicklung sind moralische Instanz für die gesellschaftliche Anerkennung der Familie. An der Anwendung und Umgang mit dem Schulstoff scheitert das Kind oft. Überall im Stadtbild sieht man Werbungen von Organisationen und Instituten, die schulischen Erfolg garantieren. Jede Familie, die auf sich hält, macht davon Gebrauch. Abitur und Studium sind ein Muss. Der strenge Tagesrhythmus, dem die französischen Schüler unterliegen, endet wirklich erst 17 Uhr. Dann schießen sie förmlich schreiend, kreischend, küssend, lachend, rauchend auf die Straßen. Zügellos und laut, rennen vor die Autos und drängen in die Bäcker. Heute sehe ich sie schon eher. Noch bevor die Metro an der Station Invalides einfährt, höre ich das Geschrei: „On prend la prochaine“ –

wir nehmen die Nächste. Der gesamte Bahnsteig voller Schüler. Diese Bahn ist zu voll, als dass sie alle fassen kann. Sie werden sie besetzen, die nächste. Sie sind so jung, so mächtig und schön in ihrem Ungestüm. Jetzt abends sehe ich, dass sie streikten heute die Schüler, aber nicht nur sie. Der Kampf beginnt ganz schleichend, - vereinzelte, aber mit Forderungen für alle. So streikten heute nur einige Bahn- und Buslinien und nur in Orly fielen Flüge aus. Aber nun geht es Schlag auf Schlag. – Keine Reaktion – Ausbreitung der Revolte. Es wird hart gearbeitet in Frankreich. Die Bäckerinnen in meinem Viertel stehen bis 21 Uhr im Laden, von früh an, viele Restaurants haben winzige Küchen mit schlechter Zirkulation. Ich konnte auch beobachten, dass oft nicht einmal ein Umkleideraum vorhanden ist. Die hübschen Politessen in der Garderobe im Centre Pompidou z.B. nutzen für ihre Sachen die öffentlichen Regale und Toiletten. Letzteres gilt auch für die Kellner vieler Restaurants. Die Verkäufer und Verkäuferinnen sind ausgesprochen umsatzorientiert, oft an Kassen und Lagern völlig überlastet, ständig mit freundlich angespanntem Gesicht, aufgesetztem Lächeln Auch der erfolglose Hochschulabsolvent landet an einem solchen Platz. Ich sehe ihn, jung, lange schwarze Haare, gepflegte feingliedrige Hände steht er zwischen Ladenfläche und Umkleidekabine der Damen und nimmt den Frauen, nicht nur den jungen, hübschen, gut riechenden die Kleider ab, die sie an ihren Körpern trugen, legt sie zusammen, hängt sie zurück. Trauriger Blick, plötzliche schroffe, fast

feindselige Reaktion auf eine Kollegin, die nach der Uhrzeit fragt. Frust, Wut? Die erniedrigte französische Seele begehrt auf. Dazu nutzt sie zwei Wege, den individuellen und den solidarischen. Letzterer bahnt sich jetzt an. Dem ersten begegne ich überall. Man drängt sich skrupellos vorbei oder vor und entschuldigt sich unter dem Vorwand, es nicht gewollt zu haben - pardon. 13-jährigr küssen sich hemmungslos in der Metro, während sie dabei von der Freundin darauf hingewiesen werden, dass sie sich das nicht gehört vor all den Menschen. Spiel, Ernst? Eine Dame neben mir in der Metro, ganz schick, knaubelt ihre Fingernägel blutig. Ein junger Mann bindet laufend seine Schuhe auf und zu. In der Bibliothek heute Nachmittag schläft ein Mann im Lesesaal ganz fest ein. All das sind kleine Revolutionen, die sie für sich führen, gegen ihr momentanes Leben. Andere Formen, wie Kaufrausch, übermäßiges Schminken, lautes Reden – all das gilt dem Selbst. Man ist einfach niemand, wenn man nicht auf sich aufmerksam macht, selbst zu zweit muss man anerkannt sein, gesellschaftlich.
Die Auswahl des Freundes oder der Freundin scheint von höchster Bedeutung zu sein. Der sportliche Typ ist unter den Bräuten nicht gefragt, sondern der feminine, intelligente, sich zurücknehmende, solange nichts anderes gefordert ist. Es wäre absurd, ein Angebot der Familie abzulehnen, und falls es sich doch als nötig erweisen sollte, dann etwa so: Ich muss bestätigen, dass es eine der schönsten französischen Traditionen ist, das Menü mit einem Aperitif zu eröffnen und Sie bieten einen

besonders guten an, aber ich kann Ihnen beteuern, dass ich niemals Alkohol trinke. Dieses Geplänkel liegt uns Deutschen einfach nicht. Da können wir die Sprache noch so gut beherrschen. Das bekommen wir nie hin. Mich regt es auf.
Der junge französische Mann verwöhnt sein Mädchen, wenn er eins hat, stets sehr. Die Medien tun das ihrige zum Vor-Bild. Im Fernsehen laufen täglich Sendungen zur interfamiliären Kompetenz. Jeder hat seine gesellschaftliche Rolle zu spielen. Vor allem die Frauen beherrschen das mit Bravour, jedoch scheint der Preis hoch zu sein: Scheinexistenz, gut verdrängt, aber sichtbar in den nervösen Gesichtern. Fehlende Jugend wird mit Schmuck und Make-up kompensiert. Tagsüber oder in der Mittagspause geht man in eine Parfümerie „auf einen neuen Duft“ und schminkt sich. Sind sie allein, die Pariserinnen, ohne Freundin, ohne Mann sehe ich sie gierig in den Wühltischen das billige Zeug an sich reißen, den Schmuck umlegen. Das helle Licht zeigt nun das schlechte Make-up, die zuckenden Augen, den ständigen Blick aufs Handy. Die meisten Pariserinnen sind recht billig angezogen, aber das fällt erst beim dritten Blick auf. Denn sie tragen dieses unmöglich Zusammengestellte und sich mit dem Stolz von Jeanne d’Arc und dem Gang von Isabelle Huppert.
Mir wird deutlich, dass ich mit all diesen täglichen Einzelbeobachtungen dem Gesamtreiz, den die Stadt ausübt, auf der Spur bin - ein Mosaik von tausenden absolut nicht passenden Steinen. Im Zusammenspiel – außerordentlich faszinierend. Je

mehr die Maske der Pariser/innen fällt oder ich um sie weiß, die Fusseln am Mantel sehe, den Schal für fünf Euro, den billigen Schmuck, desto stärker fühle ich mich. Ja ich fühle mich und finde mich ein.
Ein ambivalentes Verhältnis, denke ich - Erziehung und Bildung, die ein Schein-Ich erzeugt, so früh wahrscheinlich, dass es für das wahre gehalten wird einerseits - und revolutionäres Element andererseits, um sich zu finden oder eben einen neuen Zustand im Außerhalb. Das Revolutionäre entspringt einer radikalen Ich-Suche, der Sucht, jemand sein zu wollen.
Ich konstatiere: Es gibt hier sehr viele einsame, traurige Menschen mit leeren, sehnsuchtsvollen Augen.

Mars, le 21 2006
Il pleut. Frühlingsanfang

Ich nenne den Text Grenzüberschreitung und spüre, wie sich die Ein-Drücke und die Er-IN-nerungen darin verlieren, keine Orientierung finden. Meinen Kopf begehren. Die Grenze ist überschritten: Ich bin schon Weg: Dort und dorthin, wo IST: Regen macht mir nichts aus, wo SIND: Extreme: Sehnsucht, Befriedigung, Einsamkeit, tausende Menschen, Geschwindigkeit, schleichende Stunden, Faszination einer Stadt, Sprache als Melodie, die die Wirklichkeit, auf die ich so sehr angewiesen bin, verschleiert, in diesem oder jenem Sinne. Widersprüche, die lieben - die ich liebe, die mich gefangen halten, denen ich mich ausliefere, mich zu spüren, meinen Körper. Die Grenze ist überschritten, seit dem Sommer.
Heute überfliege ich eine Grenze, die ich nicht benennen kann. Vor ein paar Jahren noch, auf einem österreichischen Bauernhof, einem viertägigen Wienaufenthalt, einem Abstecher nach Salzburg, hätte ich sie noch benennen können. Eine andere Nation, einen andere Geschichte, eine andere Sprache - keine Grenze. Ich gehöre keiner Seite an. Ich spreche über Österreich und Frankreich. Ich spreche über Wien und Paris. Ich bin da und dort nicht zu Hause. Ich bin Deutsche.

Paris – Wien und zurück
Wien beendet meinen dreiwöchigen Pariser Hürdenlauf. In Wien stehen keine Hürden, zumindest nicht solche, die mich nehmen und nicht ich sie.

Sie sind zu abstrakt oder so tief verwurzelt, dass sie mit einer so starren Selbstverständlichkeit daherkommen, gegen die es sich nicht lohnt anzutreten, nicht weil es aussichtslos wäre, aber man mehrer Lebens-Läufe bräuchte, eben so viele wie zur Entstehung führten – oder – weil sie ganz plötzlich von selbst verschwinden. Der Wiener Hof, Wiener Walzer, den ich schon als Kind lernen wollte und das auch durchsetzte, Sissi, Mozart – und das Burgtheater, das sich mir jetzt zum ersten Mal zufällig öffnet – und ausgerechnet mit Hermann Hesses „Steppenwolf". Ganz oben vom letzten Rang aus, ich weiß nicht, der wievielte es ist, sehe ich unten, grenzgängerisch, Harry Haller – sehe mich - so deutlich wie lange nicht, gespielt von Österreichern, denen mit den guten Stoffen am Leib in den Kaffees. Gehe (mit H.H.) ins (magische) Theater zu mir, aus Frankreich kommend, in das ich „geflüchtet" war, um eben dies mit mir zu erfahren, das mir statt dessen sein revolutionäres Potential vor Augen führt, das ich nun wiederum von der Wiener Kronenzeitung kommentiert bekomme. Eine verkehrte Welt mit verschwommenen Grenzen.

Jetzt bin ich wieder hier, in Paris. Revoltierende Kräfte. Eine solche Situation in Österreich natürlich unvorstellbar. Dort ist alles in Ordnung. Beides für mich fremd.
In den Vorlesungen an der Wiener Universität spüre ich mitunter eine Ahnung von der Größe philosophischer Gedanken und wünschte sie mir in die Köpfe der französischen Studenten, auf dass sich

ihr Pragmatismus mit einem Idealismus mischen möge, der sie die gesamtgesellschaftliche europäische Not, die skandinavischen Länder ausgenommen, begreifen und bekämpfen ließe. Sich die notwendige Radikalität in die österreichischen Herzen zu wünschen, wäre dumm.
Im Posteingang finde ich eine Einladung ins Centre Pompidou zu einer Filmpremiere mit Sektempfang und allerlei Gästen für heute Abend. Gezeigt wird: „Klimt“, ein Film über das Wesen dieses großen Künstlers mit Veronica Ferres und John Malkovich, ein Film wie gemalt. Ich sitze im Kino in Wien und werde eingeladen ins Kino in Paris, um Gustav Klimt und seinen Freund Egon Schiele in einem einzigartigen Film zu begegnen. Grenzenlos.
Am Sonntag ist der Frühling da. Ich laufe durch einen Park in Wien mit eben solch schönen schmiedeeisernen Zäunen wie die Gärten in Paris. Ich sehe Menschen sich umarmen, gediegener, ruhiger, nicht so ungestüm wie in Paris. Beides schön.
Ich sitze in einem Vortrag an der Wiener Universität und höre einen Professor in einem konstruierten Beispiel von Hitler und Judenvergasung sprechen. Hier höre ich Franzosen von Tod, Folterung und Gefangennahme ihrer Familienangehörigen durch die Deutschen im Zweiten Weltkrieg erzählen, sehe überall die Gedenktafeln, auch hier in Paris, die von den faschistischen Verbrechen zeugen. Beides macht mich ebenso wütend.
Meine historische Situierung wird mir, seit ich „aus meinem zu Hause bin“; eine Heimat habe ich nicht;

bewusst. Jede einseitige Betrachtung und die ständige Konfrontation mit meiner deutschen Geschichte beginnt mich so sehr zu stören, dass eine große Lust in mir entsteht, mich politisch zu positionieren, eben weil ich mich gerade so anstrenge, ein differenziertes Bild von einem Land zu erhalten und das schon über zehn Jahre hinweg – Hinweg. Es ist mein Recht, mir das nicht immer vor Augen führen zu lassen, mich dagegen zu wehren. Ich habe mit diesem Kapitel der Geschichte genau so viel oder wenig zu tun, wie ein Franzose.

Hinflug von Wien nach Paris. Ich gerate in die Hauptverkehrszeit. Würde ich das nicht wissen, wäre der Kontrast für mich ebenso furchtbar wie für die Mitglieder eines Wiener Orchesters, die nicht nur ihr Gepäck, sondern auch ihre riesigen Instrumente vom sonnigen, menschenluftigen Wien ins regnerisch-kalte menschenüberfüllte Paris schleppen müssen. Ich weiß, jetzt darf man nicht vergleichen, jetzt darf man nur beobachten: Eine Lautsprecherstimme weist auf französisch darauf hin, dass der einfahrende Zug hier endet und alle Züge nach Paris auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig abfahren, ausnahmsweise. Ich schleppe mein Gepäck hinüber. Entschlossen, mich mit dem französischen Egoismus noch nicht zu verkleiden, und nehme das ratlose Wiener Orchester mit. Ein RER-Zug, der sonst schnell und bequem, heute ständig haltend, müde, leere, nach innen gekehrte französische Gesichter aus den Betrieben der Vororte in die Stadt transportiert, Gesichter, die die Musiker ohne Rücksicht ganz eng an ihre Instru-

mente drängen (müssen?), so dass diese kaum stehen können. Mir gegenüber ein Engländer im Anzug, mit Siegelring, ganz schick, eine Einladung zu einer internationalen Tagung in La Défense in der Hand und sein Ticket. Als sein Handy klingelt, weiß er sich nicht zu koordinieren, verliert das Billet und die Sicherheit. Hier stehen die Franzosen auf der sicheren Seite und ich. Ich möchte es anders.

Der nächste Tag kommt aus dem Regen und geht dorthin zurück. Ich gehe im Regen den „L'officiel des spetacles" und eine Fernsehzeitung kaufen. Nicht zu übersehen - zwei Zeitschriften: „Après le bac – 50 filières". Ich kaufe die dickere von beiden, 164 Seiten, nachdem mir die Inhaberin aufgebracht erklärt, dass ihre 18jährige Nichte nicht weiß, wie sie sich nun, nach dem CPE (contract première embauche), dem neuen Erstanstellungsvertrag entscheiden soll. Dabei spielt das hier gar keine Rolle. Dieses Problem steht schon immer. Ich würde meinen gesamten Aufenthalt hier in Paris dazu benötigen, um diese 50 möglichen Wege zum Studium zu lesen. Aber die Presse hat ihren Umsatz. Villepin möchte nun den Betrieben einräumen, schon nach einem Jahr zu kündigen, aber den Grund angeben zu müssen, allerdings nur mündlich, sicher um eine rechtliche Ebene zu vermeiden.

Der Wiener Flughafen begrüßt seine Gäste mit „Bienvenu". Heute liebe ich die Franzosen nur, weil sie diese Sprache sprechen.

In Clichy ist es schön. Der Casino-Verkäufer freut sich, mich zu sehen und erzählt mir vom neuen

Laden, der in meinem Haus bald öffnet und in meinem Park gibt es einen Busch mit ganz roten Blüten, die lachsfarben im Regen leuchten.
Ich, ich bin Deutsche und spüre das plötzlich, das Zwischen Wien und Paris. Ich spüre mich plötzlich, Wesent.lich und geschichtlich. Ich spüre plötzlich meine Geschichte und die meiner Väter und die der DDR. Ich spüre so etwas wie Identität. Komisch.
Und was ist mit Berlin? Ich weiß es nicht.

Paris, 23 mars 2006, jeudi

Augen zeugen. Das ist die Wahrheit:
Strahlender Himmel. Vor meinem Fenster sehe ich einen schönen Tag auf mich zukommen. Als ich im Laufoutfit im kleinen Park ankomme, ist er geschlossen. Statt dessen Polizeiaufgebot. Ein Schild sagt mir, warum: confirmation des canards – großer Gesundheits- und Registrierungscheck für alles, was fliegt, geschlossen bis 10 Uhr. Es ist schon 11. Zwei Enteriche zeigen die Grenzen und behaupten ihre Freiheit. Ein Vorzeichen?
Ich entschließe mich, den Tag „auf den Straßen von Paris“ zu verbringen. Die Sonne scheint. Wusste nicht, dass so viele andere das auch vor hatten . Nehme eine Karte vom Kühlschrank mit der Adresse von Nicolas de Stael, dem Maler, dem ich schon in Antibes begegnet bin, der Selbstmord beging und 1947 hier lebte. Ein solides Stadtviertel, neuere Häuser. Ich finde die kleine Straße und fotografiere das Haus. Nichts weist auf den Künstler hin. Irgend jemand wohnt in seinem Atelier, weiß es vielleicht nicht einmal. Das macht mich traurig.
Ich lasse mich treiben, kümmere mich nicht weiter um Martinshörner. Innerhalb weniger Minuten bevölkert sich die rue d'Alésia mit Jugendbanden, 13- bis 18jährige in Gruppen zwischen 10 und 30 Personen, die mit einer unwahrscheinlichen Geschwindigkeit durch die Straßen rasen, sich gruppieren, von bewaffneten Polizeistafetten mit Schildern daran gehindert werden, sich in Seitenstraßen neu zu formieren. So schnell, wie beide Gruppen

verschwunden sind, tauchen sie an anderen Stellen wieder auf. Passanten, Mütter mit Kindern, alte Damen dazwischen. Plötzlich tauchen mehrer Banden auf einmal auf, zerschlagen Geschäfte, die Tankstelle. Läden, die ihre Gitter nicht schnell genug schließen können, werden zertrümmert, Restaurants schleppen in Windeseile die Tische hinein. Die Polizei zieht sich zurück, einen Gürtel zu bilden, einzukesseln, man kommt nicht mehr hinaus. Autos werden umgeworfen, irgend etwas explodiert, beginnt zu brennen. Ich laufe Richtung Gare Montparnasse, Polizeieinheiten tragen schaufenstergroße Schilder vor sich her, haben Masken auf und Feuerlöscher umgehängt. Sie sperren die Straßenzüge ab, die zum Bahnhof führen. Der Bahnhof ist sicherheitsumstellt. Ein Riesenaufgebot. Vorn, auf dem Boulevard Montparnasse die Demonstranten. Schilder, Plakate, Sprechchöre von Autos herunter, Schüler und Studenten, Gewerkschaftler, Trommeln, bemalte Riesentransparente und Gesichter mit der Forderung zur Rücknahme des CPE. Die großen Läden und Geschäfte sind sicherheitsverbarrikadiert, die Kinotüren für Flüchtlinge offen. Trotz eines Riesenaufgebotes ist die Polizei kaum in der Lage, die Demonstrierenden zu schützen. Sporadisch stürzen gewalttätige „casseure“ in die Demonstranten, bestehlen, schlagen, rennen um. Es werden lange Händeketten gebildet, innerhalb derer der vielleicht 10 m breite Demonstrationszug geschützt werden soll. Ich stehe am Rand, am Eingang einer Metrostation, wollte weg. Aber das wäre gefährlicher gewesen als oben.

Ich stehe am Eingang, als mir meine Tasche abgeschnitten wird, drehe mich blitzschnell um, kann den Täter fast berühren, weiß, er kann nicht schnell weg, da stößt er ein junges Mädchen so um, dass es auf die Schwelle der Metrostation aufschlägt und blutet, laut weint. Das waren Sekunden. Ein Mädchen aus der Demonstrantenkette ruft mir lächelnd zu: „Venez, Madame!“, öffnet die Kette und reicht mir, 3m entfernt, die Hand. Verstört laufe ich weiter mit eiskalten blauen Händen. Laufe in die gleiche Richtung wie die Demonstranten, suche und finde die nächste Metrostation, wage es aber nicht, laufe Richtung Eiffelturm, sehe Rauchwolken und Polizei von weitem auf den Champ des mars Kriminelle jagen. Mitten im Stadtzentrum spielt sich das ab, das ganze linke Seineufer ist betroffen. Ich laufe weiter und sehe auf dem Weg ein Monoprix-Kaufhaus, flüchte mich in „die Ruhe“ einkaufender Damen, sitze zwischen BHs und Deodorants. An der Station Invalides kann ich die Metro nehmen. Hier werden automatische Türen getestet. Vor den Zugtüren befinden sich auf dem Bahnsteig nochmals durchsichtige bruchsichere. Niemand kann so ungewollt Gleise, aber auch den Zug betreten. Jetzt verstehe ich den Sinn.
Später erfahre ich in den Nachrichten von 50 000 organisierten Demonstranten in Paris und etwa 5000 Kriminellen. Eine Aktion, die den gemeinsamen Kampf einleiten soll, Slogan: rêve générale (Generaltrauma; statt grêve générale = Generalstreik). Ich sehe im Fernsehen Gebäude abbrennen in der Nähe des Hôtel des Invalides, einen Mann

weinen, der vor seinem ausgebrannten Auto steht, für das er sechs Jahre gearbeitet hat, wie er sagt. Auf die Bemerkung des Reporters: „C'est la lutte de classe", fragt er resigniert: "Quelle classe?" Ja, wessen Kampf ist das hier? Ich sehe weiter, wie junge Demonstranten von Kriminellen mit einem wohl lebensgefährlichen Gas betäubt werden und umfallen, weiß jetzt, warum die Polizisten Masken tragen und ich sehe, dass Reportern die Kameras entrissen werden, einer muss stark verletzt weggebracht werden. Manchmal glaubt man, Handgranaten würden explodieren.
Viele andere Städte Frankreichs schlossen sich der heutigen Aktion an, überall scheint Anarchie zu herrschen.
Ich hatte keine Angst. Meine Sinne waren geschärft wie nie. Als ich zu mir komme, in meiner Metro, glaubte ich nicht mehr ich zu sein ohne die Kamera und die anderen Dinge, statt dessen mit diesen Erlebnissen im Kopf.
Aber ich bin ich, eine Deutsche. Ich glaube an Zeichen, an eine für mich undurchschaubare Kausalität. Es hätte nicht in anderer Reihenfolge passieren dürfen, nicht zuerst das heutige Erlebnis, sondern zuerst mein Eingeständnis zu meinem Deutschsein. Ich will nichts mit ihnen zu tun haben mit dieser Radikalität. Sie sind nur gegen, nicht für etwas, die Demonstranten wie die Kriminellen. Sie verlangen eine Rücknahme eines Gesetzes, als ob sich damit ihre Lage verbessern würde. Sie kämpfen um nichts, nur gegen etwas, um den alten Zustand wieder herzustellen.

Das verbindet sich nicht mit mir.
Ich bin froh, hier in Clichy zu wohnen, aber in dem Moment, in dem ich das denke, sehe ich plötzlich mein Quartier im Fernsehen, ein Collège hier in meiner Nähe, ein Schüler wollte sich mitten in der Stunde aus dem Fenster stürzen, sein Freund, der anfangs dachte, er würde es nur öffnen, rettete, ihn an den Füßen festhaltend, der Körper hing schon nach unten.
Wo bin ich? Was ist los mit dieser Stadt? Mit diesem Land?

Vendredi, 24 mars 2006
Paris, capitale de la France

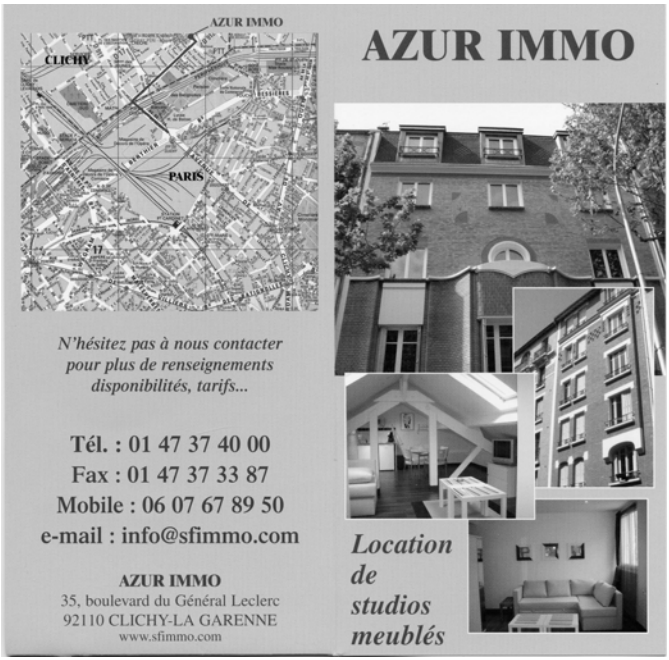
Ich tue mich schwer. Mit der Sache und mir. Ich möchte eine Anzeige aufgeben. Aus diesem Grund war ich am Abend schon auf dem hiesigen Kommissariat. Eine Angestellte bat mich darum, morgen wieder zu kommen, dann wird man den Fall aufnehmen. Weit gefehlt!
Am Morgen kaufe ich fünf verschiedene Zeitungen und bin entsetzt über das, was ich sehe –Gewalt, bürgerkriegsähnliche Zustände, Verletzte, ganz Paris war betroffen. Angst nicht nur bei mir, eine Stadt in Angst. Ich kämpfe mit mir, fühle mich schwach, will den Weg zur Polizei nicht machen. Aber ich wurde angegriffen und möchte wissen, wie damit umgegangen wird.
Hinter einer Art Tresen vier Beamte:
Sie wünschen!
Ich möchte Anzeige erstatten.
Welcher Sachverhalt?
Diebstahl.
Wo.
Gare Montparnasse.
Das ist Paris.
Ja.
Die Anzeige erstatten Sie dort.
Gestern Abend gab man mir die Auskunft, ich könne es hier tun.
Wer?
Eine Angestellte.
Welcher Name?

Ich weiß nicht, sie trug kein Namensschild. (Es gibt doch sicher einen Dienstplan - konnte ich nicht ausdrücken)
Beschreiben Sie!
Jetzt beschrieb ich eine Polizeibeamtin statt den Täter.
Das ist in Paris.
Wo genau in Paris?
Dort, wo es passiert ist.
Gare Montparnasse.
Dann dort.
Sagen Sie mir genaueres.
Nicht weit vom Bahnhof Montparnasse.
Hätten Sie bitte die genaue Adresse.
79, Avenue Daumesnil.
Danke.

Ich gehe nach Hause, schaue auf den Stadtplan und bemerke, dass das ein anderes Stadtviertel ist, nehme den Plan und gehe zurück zum Revier. Die Angestellte ist nicht mehr da:
Guten Tag, ich erhielt eine falsche Information. Ich benötige die Adresse des Kommissariats im 14. Arrondissement.
Und bekomme sie. Gehe zur Metro, finde mich auf dem falschen Bahnsteig wieder. Das ist mir noch nie passiert. Ich finde das Kommissariat nur, da Blaulichter davor leuchten, die Hausnummer ist eine andere als die genannte.
Ich trete in eine Art Schleuse, in die nur eine Person hineinpasst. Sowohl die Tür hinter als auch vor mir ist geschlossen. Durch eine Glasscheibe werde

ich aufgefordert, meine Tasche zu öffnen. Ich werde eingelassen – Körpercheck, dazu aufgefordert die Tasche auszuräumen und zur Anmeldung in ein Büro verwiesen. Die Personalien werden aufgenommen. In ein großes Buch wird mein Name geschrieben. Ich finde mich in einem Wartesaal wieder, winzig klein, schmutzig. Warte eine Stunde. Dann holt mich ein Beamter in einen Raum von etwa 20 m². Darin drei Schreibtische voller Ablagen, voller Papier. Darauf liegen zudem noch die Mäntel der Polizisten und allerlei Zeugs. Die Angestellte gegenüber adressiert zwei Briefumschläge mit der Hand und frankiert sie. Ich gebe die Personalien an und sage kein Wort zuviel zum Sachverhalt. Der Beamte tippt mit zwei Fingern. Nach einer Stunde unterschreibe ich ein dreiseitiges Papier und werde auf meine Rechte hingewiesen. Draußen frage ich nach einer Toilette. Ja. Es handelt sich um eine Toilette für Männer und Frauen, aus der eben ein Beamter kommt. Mir ist schlecht. Selbst hier, bei der Polizei solche Bedingungen.
Ich bin stolz. Endlich habe ich es geschafft, eine Anzeige zu erstatten. Bleibt zu hoffen, dass sie mir etwas nützt. Vier Stunden habe ich gebraucht. Die armen Franzosen. Ich erfahre, dass es keinerlei Schadenersatz gibt für Vandalismus. Die Bevölkerung ist aufgebracht und ohnmächtig. Die Medien sprechen von extremer Gewalt und Brutalität. Auch heute – verspätete Züge, Polizeiaktionen in der Stadt, ich lebe unter Spannung, ständiger Anspannung. Für den 28. März ist Generalstreik angesagt. Ich bin in meiner Lebensqualität zu sehr einge-

schränkt. Dieses ständige Auf-etwas-gefasst-sein-müssen strengt mich zu sehr an. Ich werde nach Berlin fahren.



Berlin, 2. April 2006
Oberspreestr. 59g

Gescheiterter Selbstentwurf

Dem Wunsch, sich wahr und ganz zu begegnen, ging ein Los-geworden-sein voraus. Aus einer Not und einer existentiellen Erfahrung heraus. Ich musste erkennen, wie es ist, für niemanden Bedeutung zu haben. Den Satz: Du hast nur für dich selbst Verantwortung – empfinde ich heute als die irrtümlichste Banalisierung, die mir in den letzten Jahren (auch von mir selbst) zu Ohren gekommen ist. Es ist die allergrößte Leistung, für sich selbst täglich, mit jedem (auch Gedanken-) Gang die Verantwortung zu übernehmen und diesen Weg, logischerweise mit Irrtümern bepflastert, zu verantworten, zu verteidigen, vor sich selbst (und irgend wann auch vor anderen).
Ich kam aus Paris, kam aus dem Regen.
Kam endgültig nicht mehr um mich herum. Es war aus mit aller Selbstrücksicht. Alle Muster lösten sich auf, alle Sperren brachen. Ich musste hinab in mich. In meine Urängste. Ganz tief in Mich. Dort war ich so noch nie. Das passiert, so glaube ich nur, wenn man längere Zeit allein mit sich ist und begreift, nein erlebt: Man kann verschwinden, ohne dass es bemerkt wird.
Ich spürte, wie mein Hirn fieberhaft arbeitete, um mein Herz zu retten, meine Existenz zu berechtigen und zwar vor niemandem anderen als vor mir: Wer bin ich für mich? Was bedeute ich mir? Mir selbst?

Allein! mit dem abgefüllten Wissen, mit den Erfahrungen.

Ratlos. Ein ganz furchtbarer Moment.

Die Frau, die mich im Spiegel ansah, war nicht ich. Sie blickte mich mit ruhigen, ernsten, melancholischen Augen an. So also, sehen mich andere. (K)Ein Wunder. Einen Moment erwog ich den Gedanken, mein Spiegelbild zu spiegeln, in alle Richtungen, solange, bis es mir entsprach. Eine Selbstauflösung. Ein Los Werden. Heute sage ich – nicht *m*ein Loswerden. Ein Loswerden jeglichen Selbstbetruges.
Es gab eine Rettung aus diesem Moment. Die Seele blieb. Die Seele, wo auch immer sie sich bewegt im Menschen, ist eine zuverlässige Größe. Paradox – nicht Fassbares gibt mir eine, gibt mir M.eine Bedeutung. Ganz in ihrer Nähe fühle ich mich. Sonst niemanden und nichts wirklich, nicht im Körper, nicht im Kopf.
So brach ich auf, im wahrsten Sinne des Wortes, brach aus mir heraus. Die Erkenntnis, alles, was mir geschieht, aber auch das, was mir nicht geschieht, weil ich es nicht kenne, nicht wagge, versäume, habe ich zu verantworten. Bedeutet mir. Macht M.ich.
Blank gelegtes Selbst.
Der Versuch, mir vorzustellen, eine Bedeutung für andere zu haben, misslang. Ich war darüber hinaus oder hineingegangen, hatte mich zu sehr auf oder in mich zurückgeworfen. Schonungslos.

Heute weiß ich, dass diejenige, die sich selbst verantwortet, bereits alles gibt.
So sage ich, ich bin in der Lage, mich selbst zu verantworten. Aber nicht mehr. Aber niemanden weiter.
Und wie ich so ganz nackt mit mir vor mir stehe, erahne ich, dass ich an dieser An-Mich-Selbstauslieferung scheitern kann. Ich bin mich los geworden. Nach meinem Heimatland, der DDR habe ich die Lehrerin abgeliefert, die Mutter und die Oma. Nun meine Sprache, das ist das Schlimmste. Am 23. März muss ich jemand gewesen sein, denn ich wurde ein Opfer.

Bin nun ich frei, frei mich zu entwerfen.
Dazu fliehe ich aus Paris und ziehe mich zurück an meinen Schreibtisch, ans Eichhörnchenfenster, um zu wissen:
Was bedeute ich mir?

Jetzt erschrickt sie beim Aufschreiben der Frage, vorhin nicht. Sie ahnt den nächsten Angriff auf sich: Es ist eine Lüge.
Sie wird sich nicht, nie, selbst genügen - können.
Sie wird immer abhängen von..., um sich etwas zu bedeuten. Kann sie bestimmen, wovon, kann sie das Wovon bestimmen, kann sie es ändern? Oder gelingt es doch, für sich zu sein?

Berlin, 30.3.06

Es regnet. Es regnet anders als in Paris. Vertrauter. Sie schaut genau hin, wie sie sich bewegt, was sie tut hier, wie sie fühlt. sie schaut auch in den Spiegel. Sie sieht sich. Das macht sie froh. Sie verfolgt die Ereignisse in Paris im Fernsehen, Generalstreik, Gewalt, kein Dialog zwischen Studenten, Gewerkschaften und der Regierung. Sie glaubt sich selbst nicht, dass sie eben noch dort war, läuft zu ihrer Tasche und sucht nach Tatsachen. Beruhigt hält sie den Schlüssel in den Händen mit dem S darauf, für studio, für ihr schönes kleines Zimmer in Paris, in das sie zurückkehren wird in ein paar Tagen. Wahrscheinlich ist sie deshalb so ruhig hier, gefällt ihr die Wohnung, der kleine Wald hinterm Haus, das Familienleben. Innerlich hofft sie, dass es nicht so ist, sie hofft, dass es so ist und so bleiben wird, auch dann, wenn Paris vorbei ist, sie hofft, dass sie das nur nicht bemerkt hat all die Jahre, dass sie es wirklich richtig liebt, ihr Leben, hier. Sie weiß, dass sie im August darauf angewiesen sein wird, dass es so ist. Sie blickt auf und sieht ein Eichhörnchen am Baum hochspringen. Ja, es könnte sein, dass es so ist. Aber es ist unwahrscheinlich. Sie spürt auch, dass sie eine andere ist, als diejenige, die am 11. Februar hier aufbrach. Sie ist stärker. Sie hat mit sich so vieles durchgemacht. Sie hat sich erkannt, musste sich erkennen. Im Spiegel sah sie nichts, höchstens jemanden, der sie nicht war. Ein Bild, das ein Außen zeigte, in dem ein Innen sein musste, das nicht ihres sein konnte. Ihres war

Zweifel, war Kampf, war Anspannung, auch Neugier, ein Ständig-in-Bewegung– sein, ein Auf–der–Hut–sein, auch Angst. Sie geht dem Spiegel aus dem Weg.
Wer ist sie?
In den zehn Tagen, in denen sie in Wien war, hatte niemand sie vermisst. Sie könnte in Paris ganz verschwinden. Sie erschrickt, als ihr klar wird, dass sie für niemanden anderen als für sich selbst Bedeutung hat. Jetzt und hier ist ihr auch klar, dass sie sich in einer kritischen Situation befindet. Sie weiß, dass ihre Stärke darin besteht, sich sich selbst zu stellen, und zwar gnadenlos. Mit sich zu sein, und nur mit sich in einem fremden Land, das man zwar liebt, aber das eben ein fremdes ist, mit einer Fremdsprache Das erfordert eine solche Kraftanstrengung, von der sie nichts ahnte. Es gelingt auch nicht, sich damit zu trösten, sich zu sagen, dass auch das Land, in dem sie sonst lebt, dass Deutschland ein fremdes für sie ist. Es muss etwas anderes sein, das sie so erschöpft. Anfangs meinte sie, dass es nur die Sprache sei, in der sie nun dachte. Plötzlich aber konnte sie sich wirklich in die Lage von Exilschriftstellern versetzen. Aber diese stellten eine Gruppe dar, gleiche Menschen unter gleichen Bedingungen.
Sie ist mit sich allein. Sie verbringt ein Jahr in Frankreich, ihr Sabbatjahr. Sie ist ausgehungert nach Bildung. Mit ihrem Land verlor sie auch die Orientierung. Sie möchte sich mit etwas identifizieren können. In ihrem 30-jährigen Lehrerdasein wusste sie nicht mehr, ob sie die Wahrheit unter-

richtete. sie war zu lange in den Schulmauern. Sie macht sich auf den Weg und erfährt so viel, viel vom Leben. Existentielles. Und das ist Schule. Sie hat sich aufgemacht ins Leben. Und nun wird ihr bewusst, dass man sich eine Bedeutung geben muss. Sich selbst. Vielleicht ist es das, was Sartre nennt einen „Entwurf von sich".

Als sie ging, sagte man ihr: Genieße das Jahr, du bist nur für dich selbst verantwortlich. Heute weiß sie, weshalb es so viele Menschen gibt, die diesen, ihren Weg ablehnen, ihn in Frage stellen, an dessen Sinn zweifeln. Es ist instinktiv die Angst vor sich selbst, in sich keinen Sinn zu sehen.

Das Besondere an ihr ist, dass sie sich zu dem ihre Aufgabe selbst stellt – das Leben in Paris kennen zu lernen, auch, um davon sprechen zu können – zu ihren Schülern, ihr Fach lebensnah zu unterrichten; es ist ihr Metier.

Die fundamentalsten Erfahrungen macht sie aber mit sich selbst. Man muss sich ausreißen, aus allem, um das zu erleben, aus jeder Gewohnheit, jedem Schutz. Das Ur-Eigene verantworten. Eigenverantwortung ist das schwerste – ja. Sie ist sich ihrer selbst sicher. Sie weiß jetzt, dass sie kaum in die typischen bürgerlichen Krisen geraten wird. Sie lernt sich kennen. Innen und außen. Sich ganz allein. Sie kann sich nun nichts mehr vormachen, selbst dann nicht, wenn sie es wöllte. Und niemand sonst nicht. Allein ist man bedeutungslos. Auch dann, wenn man sehr klug ist, sehr schön oder beides. Deshalb ist es die größte Leistung, allein mit sich zu sein und etwas zu arbeiten, von dessen Sinn

man nur selbst überzeugt ist. Sie weiß aber auch, dass sie sich mit einem solchen Alleinsein auf Dauer gefährdet. Sie geht zu schonungslos mit sich um, es würde sie um den Verstand oder sich selbst bringen. Im Kreis anderer Menschen ist sie (jemand). Sie weiß über sich nun aber auch, dass sie sich von Zeit zu Zeit von allem lösen muss – und dass sie es kann. Ja, jetzt liebt sie sich. In diesem Moment. Und sie ist unheimlich stolz auf sich. Sie möchte diesen Moment anhalten und freut sich zugleich auf die nächsten Stunden hier in Berlin, auf das Haus halten, das Auf-atmen-können. Und sie freut sich auf Paris, die reizvolle Stadt mit ihren gegenwärtigen Widersprüchen. So würde sie es immer haben wollen. Ihr würde es gefallen, so im Leben zu pendeln. Beides, wünschte sie sich, müsste All(e)Tag(e) sein, beides würde sie ausfüllen. Tage hier mit ihren lieben Menschen in Berlin, dem zu Hause und der Schule, dann wieder Tage in Paris, die Stadt atmen und lernen. Vielleicht geht es? Jedenfalls wünscht sie sich das. Sie ist froh, dass sie weiß, was sie will. Sie spürt sich. Sie lebt. Sie will so leben und nicht anders jetzt.

Selbst
Be tru(e)g
Ich
Mich.

Selbst
Betrag
Verflossen.

Selbst
Genug
Vorbei.

Froh
Sinn
Niemals
M.einer mehr.

Nie mehr ohne Du
bist nicht da.

So schade ist es.
So schade um
M.
ich.

April 06, im regen, wie sonst

Paris-Clichy, le 14 avril 2006

Paris ist wunderschön und ich mittendrin. Blütenpracht überall. Ein bisschen Sonne und viel Leben. Die Stadt erblüht und ich mit ihr.

Spaziere im Parc de la Villette. La Villette liegt im Osten der Stadt, ehemals ein Schlachthofviertel, heute eines der Wahrzeichen des saniereten Pariser

Ostens. 1808 weihte Napoleon hier einen neuen Kanal ein, hier herrscht noch heute reger Betrieb. An den Ufern kann man heute idyllische Spaziergänge machen, 1867 wurden an Stelle der Zollhäuser riesige Schlachthöfe und ein Viehmarkt errichtet. Zwei Gebäude sind heute noch erhalten.
Das Hauptgebäude der Cité wurde 1986 eröffnet. Es verbucht etwa fünf Millionen Besucher pro Jahr. Der Park ist ein Kinderparadies.
Mein Dasein du Hiersein macht mir Freude.
Warum mein kranker Zahn sich meldet, weiß ich nicht. Es gibt keinen Grund. Es macht mich traurig.

Berlin, 19. April 2006

Simone de Beauvoir (1908-1986, Paris)

Mit ihrem Leben und ihrem Schreiben gibt S. de Beauvoir Sartre eine Existenz, die sonst nichts ist, nicht so wäre. Sie gibt damit Bedeutung - sich, ihm und der Theorie. Der Existentialismus wird durch sie glaubhaft und verwertbar, anwendbar nicht. Ich glaube, das wusste Sartre sehr gut, deshalb nahm er sich die Freiheit, diese Frau ein Leben lang an sich zu binden, sich ihrer Existenz zu bemächtigen. Obwohl er eben das negierte. Beauvoir selbst erkennt diesen Widerspruch an sich, d.h. - in sich - schon sehr früh: *Meine Ethik gebot, dass ich im Mittelpunkt meines Lebens bliebe, während ich spontan eine andere Existenz der meinigen vorzog*. Sie spricht von Gebot, das bedeutet, die wahre, tiefe Liebe, beschränkt die eigene Freiheit. Immer. Davon bin ich (M.) überzeugt.
Das Philosophenpaar wird aber bis heute als eines gesehen, dessen Bindung auf, „vollständiger Gleichheit“ und absoluter gegenseitiger Aufrichtigkeit, d.h. individueller Freiheit, beruht. Sie genießen das große Glück, das zu leben, dessen Möglichkeit Sartre bestreitet – im Anderen bei sich selbst zu sein, von der *fremden Freiheit des Anderen angeblickt zu werden und darin sich zu erkennen.*
Während Sartre die Freiheit zum höchsten menschlichen Gut erklärt, fragt sich Beauvoir:
Die Freiheit: wozu?

Im Angesicht des einmal Nicht(s) Seins schreibt sie: *Meine ersten zwanzig Jahre hatte ich mir schon lange erzählen wollen; nie habe ich die Hilferufe vergessen, die ich als junges Mädchen an die Frau richtete, die mich – Leib und Seele – in sich aufnehmen würde: nichts würde von mir zurückbleiben, nicht einmal eine Handvoll Asche. Ich beschwor sie, mich eines Tages dem Nichts wieder zu entreißen, in das sie mich stürzen würde. Vielleicht wurden meine Bücher nur geschrieben, damit diese alte Bitte Erhörung finde.*

Ohne überheblich zu sein, behaupte ich, es genüge, eines ihrer Werke zu lesen, um ihr Wesen zu erahnen. In einem Teil ihrer Autobiographie „In den besten Jahren“ beschreibt sie ihren Weg zur Schriftstellerin und zeichnet dabei in munitiöses Bild der französischen intellektuellen Szene zwischen 1929 und 1945.

Das Schreiben fällt ihr schwer, sie konstruiert Geschichten und verarbeitet eigene Erfahrungen zugleich, d.h. sie will es tun, aber das geht natürlich nicht. In dem o.g. Buch stellt sie einerseits dar, welche Figur welche ihrer Züge trägt, gleichzeitig muss sie sich von diesen freisprechen (Neid, Eifersucht, Unwissenheit), da sie sonst diese absolut freie Bindung zu Sartre und damit die gesamte Freiheits-Theorie in Frage stellen würde. Sie reflektiert über ihre Heldinnen in den Autobiographien und in den Romanen erzählt sie über sich. Beides darf nicht wahr sein, weder ein anderes Sein noch die Identifizierung mit ihren Heldinnen. Aber sie erzählt beides zu offensichtlich, vor allem ist

die Angst, Sartre zu verlieren, ihm nicht gerecht zu werden, ständig spürbar, eben weil sie ihre Eigenständigkeit stets hervorhebt, sich für ihre Helden immer wieder rechtfertigt und erklärt, weshalb sie sie so und nicht anders anlegt, es auf Anregung Sartres dann doch tut. Sartre weiß natürlich, dass sie ihm mit ihrem Werk ein Denkmal setzt, was die Nachwelt glauben lassen soll, dass eine solche freie Bindung möglich ist, in der alles erlaubt ist.
Ich denke, er glaubte an seine Theorien selbst nicht, zumal er oft eines besseren belehrt wurde und anders handeln musste, aber sie waren für seine Existenz notwendig. Er hüllte sich dann einfach in Schweigen und lässt andere erklären, die sich redliche Mühe gaben, eben auch die Beauvoir.
Aber er schafft es bis heute, weiszumachen, dass das Bewusstsein völlig unabhängig sei und dennoch die Realität ihr volles Gewicht hätte. Andere beweisen diese Möglichkeit immer wieder, geraten aber in den Konflikt, es nicht leben zu können. Dass er es auch nicht lebte, fiel gar nicht auf, da sein Wort über allem steht. - Schluss mit Sartre und Beauvoir.

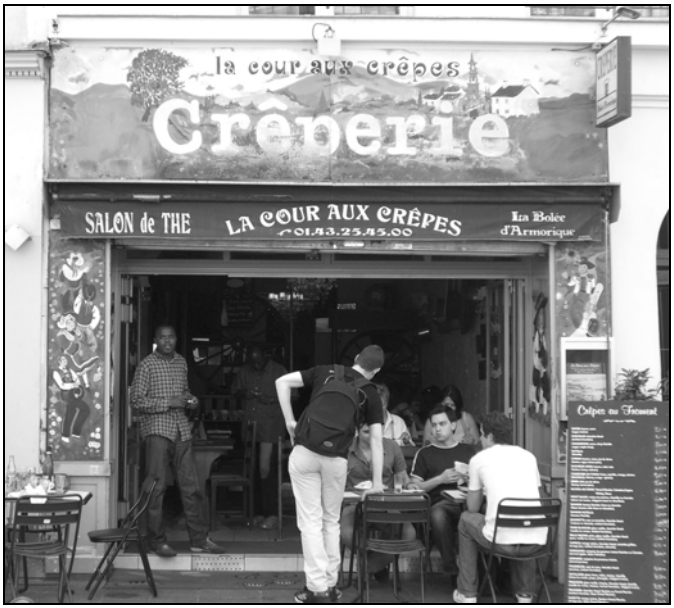
Clichy-la Garenne, le matin du 21 avril 2006

Schlafe ein mit Simone de Beauvoirs „In den besten Jahren“ und erwache mit Heinrich Heine: „...durch mein Fenster bricht französisch heitres Tageslicht“. Sonne und Wärme wie schön!

Wäschewetter – also rein mit den Bettlaken in die Maschine und den Trockner!, während ich laufe. Das riesige Tulpenbeet leuchtet schon von weitem, da schlängele ich mich noch durch den Markt vor meinem Haus. Die Tropfen der Wassersprenger lassen alles unheimlich frisch erscheinen. Ich zähle die Runden nicht, die ich laufe – tausend Gedanken in meinem Kopf, vor allem an Menschen, an Jasmin, die gestern zum ersten mal Rad fuhr, an E., ohne den ich mich nicht so weit Weg wagen würde, weil er mir das Netz bietet, Sicherheit, weil ich den letzten Fall jetzt nicht will, weil er der einzige Mensch ist, dem ich vertraue, von dem ich weiß,

dass er da ist und sein wird für mich, weil ich die Erfahrung gemacht habe, dass er immer da war, an J., die mich mit ihrer Gefühlswelt so herausreißen kann, mit ihrer bildhaften Sprache so bewegt, die ich achte und sehr sehr mag;
An S., durch die ich eine ganz besonders wertvolle und außergewöhnlich schöne Art von Bindung erfahre, die meine überflüssige Gedankenwelt abschöpft, so dass sie mich nicht überfällt, so dass ich nicht über mich herfalle, gleichzeitig neu füllt, die mir einen vielfältigeren Zugang zur Welt zeigt, der inneren und äußeren.
Bin also froh, dass nicht ich Thema meiner Gedanken bin, sehe auch die Vorschulgruppen mit ihren Lehrern im Park Blumen und Tiere bestimmen und ich sehe rosaroten Mandelblüten.
Auf der Straße wimmelt es. Zwei Frauen, vielleicht 70 Jahre alt rubbeln vor dem Lotto-Laden ein Los frei und schauen gespannt auf das Ergebnis. Es scheint so, als ob sie es heimlich täten. Im Café an der Ecke sitzt ein Herr im gleichen Alter, in Anzug und Krawatte, er trinkt einen Espresso und studiert tiefgründig die Wettergebnisse im Pferderennen. Sicher wird er anschließend im Laden nebenan auf seinen Favoriten setzen. Solch Müßiggang zu beobachten, ist einfach schön.
Ich laufe zum Bäcker, hole mein halbes Baguette und im Casino diesmal Pfirsichkonfitüre, frühstücke und hole die Wäsche aus der Trommel.
Paris gehört in den nächsten drei Tagen mir. Ich nehme mir gar nichts vor und gar nichts mit, nur meinen kleinen Rucksack mit meinem Buch, ich

habe solche Lust zu lesen, mein Notizbuch, einen Stift und die kleine orangene Kamera.
Heute lasse ich mich treiben. Und morgen und übermorgen auch. Das wird der Stadt gefallen und mir auch.
Ich bin gespannt!



21/04/2006, la journée

In S. de Beauvoirs Buch lese ich, dass sie mit Sartre gern den Quai de Bercy entlang flanierte. So tue ich es ihnen gleich, steige aus und stehe vor der Bibliothèque de France. Sie trägt den Namen des ehemaligen Staatspräsidenten François Mitterand, der am 14. Juli 1988 den Beschluss bekannt gab, eine neue sehr große Bibliothek zu bauen, die alle Wissensgebiete abdecken und allen zugänglich sein sollte (Eröffnung 1996). Der Komplex umfasst vier riesige Hochhaus-Türme. Jährlich wachsen die Druckwerke um 50.000 Exemplare an. 10 – 12 Millionen Bücher befinden sich in 120 (addierten) Kilometern Regalen. Hier gibt es auch die Exposition über die französische Aufklärung zu sehen. Im Ausstellungsladen sehe ich ein Buch mit dem Titel „Künstlerateliers in Paris“ von Deloim/Dubois. Außerdem stoße ich auf einen riesigen DVD - Laden. Hier gibt es selbst die aktuellsten Filme schon. Aber das schöne Wetter treibt mich weiter. Der Quai ist aufgrund von Baumaßnahmen unzugänglich.

Ich fahre zur Ile St-Louis und stoße auf ein Gebäude, in dem Camille Claudel zuletzt lebte, bevor ihr Leben eine so tragische Wende nahm. Im Führer steht davon nichts.

Dann sitze ich lange im Park vor Notre Dame und lese.
Plötzlich ist es Sommer. Die Straßen und Cafés voller Menschen. So viele Verliebte und alle sind zu zweit. Das macht mich schon auch traurig.
Mir scheint es so, als sei ich in einer anderen Stadt. Paris hat ein anderes Gesicht. Ich auch.

Paris-Clichy, samedi, le 22 avril

Mein Tag gestern war schön, aber unbefriedigend. Nachdem Bercy nicht das Erwartete brachte, war ich launisch, wahrscheinlich muss ich immer ein Ziel haben, wenn ich alleine bin, damit ich nicht „in dumme Gedanken komme“, d.h. diese Gedanken nicht in mich kommen, meine üblichen. Muss solche Situationen vermeiden. Ich brauche ein Programm, lieber zu viel als zu wenig. Dazu wähle ich heute zwei Parks, einen im Westen und einen im Osten. Dazwischen liegen fünf Boulevards, die jedoch eigentlich eine Magistrale bilden.
Im Osten liegt der Parc des Buttes Chaumont. Paris sollte gesünder werden, so fasste Napoleon III. den ehrgeizigen Plan, die Stadt mit einem Netz von Grünlagen zu überziehen. Innerhalb von 17 Jahren entstanden 2000 ha Wald, Parks, Gärten und begrünte Plätze. 600.000 Bäume wurden gepflanzt.
1863 legte der Architekt J.C. Alphand (1817-91) den o.g. Park im Sinne Haussmanns (sie sind ein Reich an Illusionen – falsche Felsen, falsche Grotten, falsche Wälder) an. Er konstruierte ein künstliches Relief mit Dynamit, einen See, und Wasserfälle, idealisiert durch malerische Elemente (Tempel, Tropfsteinhöhle). Es soll außergewöhnliche Bäume geben, z.B. Ginkgo.
Es ist 11 Uhr, ich werde frühstücken und losgehen. Bin gespannt.
Der Park übertrifft alle Vorstellungen, Täler und Hügel im Grün und in Blüte. Aber dennoch Traurigkeit in mir: Kaum ein Mensch ist allein. Auf der

Wiesen überall Liebende, die erzählen, sich streicheln und küssen in der Sonne.

Auf Bänken – eine türkische Großfamilie in feierlicher Tracht. Die Mädchen und Frauen sitzen, die Männer bedienen sie: mitgebrachten Speisen und Getränken, reichen Servietten und gießen Getränke nach, selbst die zweijährigen Mädchen werden bedient. Zwei Westeuropäer sitzen dazwischen, werden mit versorgt, nehmen gern an. Als sie daraufhin dem kleinen Mädchen neben sich von ihrer Cola anbieten, lehnt dieses ganz bestimmt und stolz ab. Ich beneide und verachte die Frauen gleichzeitig. Gibt es das?

Ich setze mich auf eine Wiese und lese, kann mich aber aufgrund des Gewimmels nicht so recht konzentrieren. So ziehe ich weiter.

Den Boulevard de la Chapelle fahre ich mit der Metro, sie fährt „über Erde“, er ist gar nicht sehenswert, das gilt auch für den Boulevard de Ro-

chechouart – Araberviertel. An der Metro Barbes Rochechouart muss man alle seine Sachen sehr festhalten. Es ist ein tierisches Gedränge. Aber dieses Viertel unterhalb von Montmartre (Goutte d'Or) soll ja ein Beispiel sein für gutes Miteinander aller Kulturen. Mir macht es nur Angst. Es schließen sich der Boulevard de Clichy an mit Moulin Rouge etc. und der Boulevard de Batignoles, etwas ruhiger, aber nicht sehenswert. Am besten läuft man stets auf dem in der Mitte der Fahrbahnen liegenden Grünstreifen. Das ist angenehmer und man hat Aus- und Einblick auf beide Straßenseiten. Den zweiten Park tue ich mir nicht an am Wochenende. Da tut mir das Herz zu weh.

An der Metro-Station Rome steige ich ein und fahre bis Arc de Triomphe. Auf den Champs Elysée marschiert eine Grüppchen Kriegsveteranen, begleitet von einer Militärkapelle auf, aus welchem Grund auch immer. Pathetisch nehmen die Alten riesige Kränze auf, die sie kaum tragen können und marschieren zitterig los, als hätten sie eben die Stadt befreit. Auf der Avenue staut sich der Verkehr. Ein kroteskes Bild.
Ich schlendere durch die Läden und kann nicht widerstehen, an meiner künftigen Grundgarderobe zu „arbeiten“. Vor den Kinos stehen Schlangen, die Restaurants voller Menschen. Ich fahre nach Hause in mein Zimmerchen. Schräg unter mir ist ein Fenster weit geöffnet, junge Leute feiern ein bisschen. Ich fühle mich sehr einsam.

Paris
Dimanche, le 23 avril

Da heute im Park Salengro die „Foire aux mômes“ stattfindet, dachte ich mir (wie sich herausstellt richtig), dass Laufen nicht möglich ist, ein anderes Morgenprogramm aus. So hatte ich doch gestern auf der Wiese an meinen Beinen, die nach Sonne verlangten, voller Entsetzen noch das „Winterfell“ gesehen. Das sollte sich heute Morgen ändern. Noch im Bett – die Nagelmaniküre, dann ab unter die Dusche – Shampoo und während die Spülung einzieht, die Rasur. Der Rasierschaum steht noch im Schrank, also heißt es aussteigen aus der Dusche. Passiert es mir doch, dass ich beim Eisteigen ausrutsche und das linke Schienbein aufschlage. Blut, es wird ganz plötzlich dick, Spülung auf dem Kopf, im Zimmer auf dem Bett ein Chaos von Nachtwäsche, Cremes, Nagelnecessaire, Bücher etc.. Alle meine Intimitäten.
Ich weiß nicht, was mich mehr erschreckt, die Tatsache, ich hätte anders aufschlagen können oder der Fakt, ich wäre erst in einpaar Tagen so nackt im Inneren und Äußeren gefunden worden. Aber in solchen Fällen arbeitet mein Gehirn auf Hochtouren. Wasser an, Haarspülung und Blut verschwinden im Abfluss. Kühlpad aus dem Tiefkühlfach, mit einem Handtuch aufgedrückt und gewartet. Während die Schwellung an der einen Stelle verschwindet, entsteht sie an der nächsten. Außerdem kein Pflaster im Haus, binde alles mit einem Tuch ab, mache ein wenig Ordnung, ziehe mich an, föh-

ne die Haare und suche die Bereitschaftsapotheke heraus. Bevor ich gehe, erneuere ich den Verband und sehe dabei, dass meine ganze Wade grün-blau ist und dicker als die andere, auch die Adern sind dick. Das hat kann nichts mit dem Unfall zusammenhängen. Ich habe keine Ahnung, wovon, aber es tut weh. Auch mein rechtes Knie ist geschwollen. Später schaue ich mir meine Schuhe an und stelle fest, dass sie alle sehr nach innen ausgetreten sind, zwei Paar habe ich wohl schon fünf oder sechs Jahre. Am liebsten hätte ich jetzt meine Sandalen aus dem Keller zu Hause. Bei dem vielen Herumlaufen muss ich wohl doch vorsichtiger sein. In der Apotheke bekomme ich Desinfektionsampullen, Pflaster und eine Erstversorgung für 10 Euro. Super! Ich habe es geschafft, mich nicht verrückt zu machen.

Dann geht's in den Park. Tausend Stände, ich glaube, alle Familien mit Kindern haben ihre Schränke ausgeräumt. Es wird gegrillt und gewaffelt. Ganz streng wird kontrolliert, dass auch nichts Anderes als Kindersachen verkauft wird. Dafür strömen Spioninnen aus, die den Gendarmen Bericht erstatten. Ich fotografiere, hole mein Baguette und frühstücke.

Mein Ziel ist das Hôtel des Invalides. Die Anlage misst über 100.000 m². Ludwig der XIV. beschloss 1671 die Gründung eines herrschaftlichen Wohnsitzes für die Kriegsversehrten, denen bisher nur der Bettelstab blieb. Das Hotel nahm auch zahlreiche Gelehrte, vor allem Mediziner auf. Bereits 1674 zogen die ersten Pensionäre ein. Bis zu 70000

Soldaten konnten hier wohnen. Sie waren in Kompanien eingeteilt und arbeiteten in eigene Werkstätten. Eine Stadt in der Stadt.

Heute führt das hier untergebrachte Militärhospital die ursprüngliche Aufgabe fort. Im davor liegenden

sehr schönen Park sieht man zahlreiche Veteranen im Rollstuhl (mit Sturzhelm!).
In der Soldatenkirche St-Louis-des-Invalides hängen alte Fahnen und Standarten, die Napoleon auf seinen Feldzügen eroberte. Diese Kirche gefällt mir gut. Heute leben hier noch immer einige verdiente Pensionäre und Kämpfer der Résistance. -zig Steintafeln im Innenhof erinnern an Gefallene fürs Vaterland. Ich erschrecke, wie viele Kriege Frankreich führte und die wenigsten dienten der Verteidigung. Das spielt keine Rolle. Gefallene fürs Vaterland werden geehrt. Mit dem Bau des Dôme des Invalides wurde 1677 begonnen. 1989 wurde die Kuppel neu vergoldet. 555.000 Plättchen 24karätigen Goldes schmücken sie, das sind 12,65 kg. Ich habe keine Lust, für Napoleon in seinem tollen Grab 8 Euro auszugeben.
Eigentlich will ich noch ein bisschen weiter schlendern, aber meine Wade tut entsetzlich weh, das Schienbein nicht so sehr, aber das bahnt sich an, so nehme ich ein bisschen wehmütig, denn es ist erst um sechs, die Metro nach Hause. Als ich in Clichy ankomme, gewittert es und hört auch nicht auf. So packe ich meine vom Morgen versaute Wäsche in die Maschine und lege mein Bein hoch.
Nun ist es um acht.

Paris, 24/4/06

Abends halb neun. Ich komme nach Hause in ein sauberes Pariser Zimmer, die Belohnung der Arbeit heute Morgen. Es gewittert, ich esse Salat und sehe einen Horrorfilm: Paris wird von den Ratten beherrscht, da die Müllabfuhr streikt. Eigentlich liegt die Geschichte gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt.
Ich komme vom Centre Pompidou, sah die Ausstellung „Los Angeles 1955-1985“. Sie soll die Entwicklung zur Kunsthauptstadt zeigen. Mir war alles entsetzlich fremd.
Hier im Fernsehen kommt gerade eine Ratte aus der Toilette einer Arztfamilie. Die Tochter ist allein zu Hause, während die Mutter im Krankenhaus die ersten Opfer behandelt.

Die Ausstellung ist chronologisch aufgebaut, die meisten Künstler sagen mir nichts. Gefallen hat mir

„*light and space*“. Ich hattezum ersten Mal im Leben einen Eindruck, was das ist – Spiritualität, habe ein Foto machen können, obwohl verboten.
Chris Burdens Performance (Aktionskunst) halte ich für unmoralisch. In einem Fahrstuhl ließ er sich den Körper mit einer Art großer Nägel spicken, während eine Kamera lief, d.h. Die Zuschauer konnten nicht einmal eingreifen, selbst wenn sie gewollt hätten. Schon die Bildunterschriften (z.B. Pistole mit Hand) zeigen, wie kaputt die Menschen sehen oder sind.
Kameraführung jetzt aus Sicht der Ratte, sie beobachtet die Familie oben von der Schrankwand aus.
Einige schöne Dinge gibt es über Punk zu sehen. Leider verstehe ich zu wenig von dem allen, auch die Reportagen auf den Bildschirmen sagen mir wenig. Die Ausstellung lässt ein Nichts in mir zurück, obwohl ich mich der Stadt gern genähert hätte.
Es war komisch, ein große Dias von L.A. zu sehen und gleichzeitig Paris aus den großen Fenstern des C.P.. Ich glaube, Amerika werde ich nie sehen.
Das Mädchen wird jetzt von einer Ratte gebissen, sagt es aber nicht, da sie ihre eigene weiße schützen will.
Ich laufe von da aus den Boulevard de Sebastopol entlang, der im nördlichen Teil doch noch sehenswert wird; zahlreiche Geschäfte, links geht eine kleine Straße ab – rue de Ponceau, übervoll mit Prostituierten; und auf den Boulevard St.-Denis stößt. Hier sehe ich ein riesiges Tor vor mir, noch

keine Ahnung, was das ist, auf alle Fälle beeindruckend.
Auf dem sich anschließenden Boulevard de Bonne Nouvelle befinden sich der Eingang zu den Passagen, das Hard-Rock-Café und die Spielzeugladen-Stadt. Nun merke ich mir das auch. Ich muss mich halt mehrmals aus verschiedenen Richtungen und Anlässen einem Ort nähern, dann erst kenne ich mich wirklich aus.
Und ich möchte Paris kennen. Ganz ohne Plan am liebsten.
Inzwischen kommt es zum Machtkampf im Film zwischen dem Bürgermeister, der nichts unternehmen will und der Ärztin. Ihr Freund greift zur Selbstaktion im Kampf gegen die Ratten, auf eigen Gefahr, in der Kanalisation von Paris, wo sie sich zu tausenden tummeln Jetzt kommen die aufgescheuchten Tiere zu Massen in ein Riesenschwimmbad – Panik!, die Armee wird eingesetzt, Lola, das Mädchen flieht aus dem Krankenhaus, wohin sie nach dem Rattenbiss eingeliefert wurde, damit ihre Ratte nicht mit vernichtet wird. In der Kanalisation läuft sie hin zu ihr mitten durch alle tausend Ratten hindurch, aber die Armee richtet die Waffen auf das kleine Mädchen, da der Sprengsatz schon gezündet ist. Alex, der Freund der Mutter, überwindet die Barriere und kommt lebend mit der weißen Ratte aus dem gesprengten Areal. Der Film endet in Einigkeit. Die Ratte bekommt Mischlingskinder und alle sind glücklich.
Ist doch krank die Welt oder?!

Paris, le 25 avril 2006
Parc de Bercy

Wieder mache ich mich auf in die Bibliothek Mitterand, diesen universellen Bau. Die Sonne scheint und so laufe ich zuerst in Richtung des Parc de Bercy, heute ausgestattet mit meinem Buch „In den besten Jahren“, das mich langsam beginnt zu ärgern, weshalb schreibe ich in später einem anderen Text.
Erfreuen kann man sich in Paris immer an den herrlichen Parks oder Gärten, so auch an diesem modernen. Er entstand anstelle alter Weinlager und bewahrt einige Relikte aus dieser Zeit. Der Park trägt eher den Charakter eines botanischen Gartens, viele Pflanzen sind ausgewiesen, es gibt Gewächshäuser, aber auch weite Rasenflächen und Baumalleen unter Weinreben.

Ich sitze in der Sonne und lese zwei Stunden, sehe dann die Ausstellung „L'esprit des lumières". Ich halte mich lange da auf, notiere viel, das ich mir jetzt erst ein bisschen erarbeiten muss, bevor ich darüber schreiben kann. Eine Schülergruppe arbeitet. Es ist interessant ihnen zuzuschauen. Ich bekomme Ideen für den Unterricht.
Bin irgendwie müde, fahre heim und spaziere durch mein Wohngebiet.

Paris, 26 avril 2006
Ile de la Cité

Endlich wird mir bewusst, weshalb mir die Orientierung an und auf der Ile de la Cité so schwer fällt: Die Seine verfügt hier über vier Ufer. Die Conciergerie liegt am westlichen Ende der Insel. Eigentlich handelte es sich bis ins 14. Jahrhundert um einen Riesenkönigspalast (Palais de la Cité) mit einer Kapelle (Ste Chapelle), Unruhen zwangen die Könige das Palais zum Sitz des Obersten Gerichtshofes zu machen. Der königliche Palast wird zum Justizpalast. Der König vertraut die Aufsicht über den Palast dem Consièrge an. Dieser hat erhebliche Machtbefugnisse und stellt eine hoch angesehene Persönlichkeit dar. Somit bezeichnet Consiergerie gleichzeitig den Wohnsitz und das Gefängnis. Ich ringe mit mir, meinem Portemonnaie und Interesse und gehe dann doch hinein.
Welch furchtbares Zeugnis französischer Geschichte! Menschlicher Geschichte. Die C. galt als das Vorzimmer zur Guillotine. Die Kerker befinden sich in den unteren Geschossen und den Türmen. Sie dienten dem Aufenthalt von Angeklagten, die dann zum Ort der Hinrichtung, dem „Place de Grève“ gebracht wurden. Es gab berühmte Gefangne (Giftmörderinnen, Hexen, Räuber), die in die Geschichte ebenso eingingen wie die Foltermethoden (z.B. ein Foltergerät, das sich Spanische Stiefel nennt, Beine und Füße des Gefangenen zusammenquetscht). R.-F. Damiens wurde 1757 einer besonders grausamen Folter unterzogen. Zuerst sperrte man ihn 66 Tage in den Turm. Mit Lederriemen auf

ein Bett gebunden wird er peinlichst befragt und gefoltert, bevor er schließlich öffentlich vor Schaulustigen gevierteilt wird.
Im 18. Jahrhundert wird der Bau um die Rechnungskammer und Privatgebäude erweitert.
1792 liegt die Macht in den Händen der Sansculotten (Terreur). Unter dem Vorwand der Volksjustiz (Bildung eines Revolutionstribunals, das öffentlich unwiderrufliche Urteile fällt) organisieren sie die Septembermorde. Man zählt über 1300 Opfer. Eingeleitet werden die Revolutionsprozesse mit Marie-Antoinette. Nach einem Jahr Gefangenschaft überführte man sie in der Nacht vom 2. zum 3. August 1793 aus dem Gefängnis des Temple in die C.. Sie wurde rund um die Uhr von zwei Soldaten in ihrer Zelle bewacht, die nur durch eine spanische Wand von ihr getrennt waren. Sie war eine mutige Frau. Der Kerker befand sich im Erdgeschoss und ist originalgetreu nachgebildet. Am 15.10.1793 wurde der Prozess eröffnet, am 16. erfolgt das Todesurteil. Sie hinterlässt einen Brief an ihre Schwägerin, das sog. Testament, die Haare werden ihr geschoren, sie besteigt den Henkerskarren und wird auf der Place de Révoluion hingerichtet. Ich weiß nicht genau, worin ihr Verbrechen bestand. Man guillotiniert hunderte ehemalige Staatsrepräsentanten als Verkörperung einer vergangenen Epoche. Aus allen Gefängnissen von Paris wurden die Verdächtigen für Tage oder Wochen bis zum Todesurteil in die C. überführt. Während der Schreckensherrschaft der Jacobiner saßen gleichzeitig 600 Gefangene ein. Die Haftbedingungen waren so furchtbar, dass

Krankheiten ausbrachen. Die Häftlinge lagerten auf Stroh, diejenigen, die über Geld verfügten, konnten sich für einen Goldtaler pro Tag eine Zelle mit Bett kaufen.

Am Ende wurden individuelle Prozesse von Kollektivprozessen ersetzt. Zeugen und Verteidiger wurden abgeschafft. Es werden bis zu 38 Personen pro Tag geköpft, im Mai die Schwester Ludwigs des XVI, nur deshalb, da sie zur Familie des „Tyrannen“ gehört.

Am 27. Juli1794 wird Robespierre persönliche Diktatur vorgeworfen. Er und seine Anhänger werden verhaftet, R. unternimmt einen Selbstmordversuch, er wird verletzt in die Conciergerie gebracht. Er verbringt dort bis zu seiner Enthauptung qualvolle Stunden. Das Revolutionstribunal wurde am 31. Mai 1795 aufgelöst. In 718 tagen starben 2780 Personen aus den unterschiedlichsten sozialen Schichten: Politiker, Bauern, Geistliche, Schriftsteller, Arbeiter, Anwälte, Adlige, Händler, Militärs usw., manche aufgrund einer Verleumdung oder Verwechslung, keineswegs waren sie Gegner der Revolution.
Nach einer Justizreform bleibt die C. weiterhin Gefängnis. Nach einem Brand während der Commune wird die C. um historischen Baudenkmal erklärt und ab 1914 zur Besichtigung freigegeben. Als Zeugnis sehe ich die Chapelle des Girondins. 21 zum Tode verurteilter Girondisten verbrachten hier die letzte Nacht vor ihrer Hinrichtung am 31. Oktober 1793 mit einem Aufruf und ihrem letzten Mal.

Verstört verlasse ich das Gebäude.
Trete in die Abendsonne von Paris.
Und kann mich nicht so richtig darüber freuen.
Hatte ich in der Schule nicht richtig aufgepasst?
Menschen?
Ein Menschengeschlecht?
Überall habe ich hören und sehen müssen: menschliches Leid.
So häufig in diesem Jahr.

Von den Kriegen weiß ich.
Aber was richtet der Mensch an!
Im Sinne einer Haltung, Idee, Religion?
Er vernichtet ein Menschengeschlecht.

Ich halte vorerst entgegen:
Simone de Beauvoir, die auf die Frage, was das eigentlich bedeute Jude zu sein, antwortet: „Nichts. Die Juden , das gibt es nicht; es gibt nur Menschen.“ Der Fragende sagt später zu den Juden: „Euch gibt es gar nicht“, das sagt meine Philosophielehrerin.
Und
Montesquieu (1689-1755) : „Ich bin notwendigerweise Mensch, und ich bin Franzose nur aus Zufall.“

Der Mensch sollte sich heute nicht als Angehöriger einer Religion, Haltung, Idee zu erkennen geben, d, h. er sollte nicht sagen, dass er es ist, aus seinem Handeln heraus zeigt er sich. Er ist Mensch, das genügt zur Identifikation. Wer sich über o.g. definieren muss, baut Differenzen auf, will den Unterschied, um den es keinesfalls geht, der schon Provokation sein kann.

Hautfarbe, Nationalität, Konfession – auch die Sprache, die gesprochen wird – gleichgültig wo – jeder Mensch hat das Recht, seine Muttersprache sprechen zu dürfen - all das darf zu keinerlei Urteil führen, keinem!

Kein Mensch darf über den anderen urteilen, darf ihn nicht verurteilen, keinesfalls zum Tode.

Paris, le 27 avril 2006

Vor 28 Jahren habe ich einen Sohn geboren. Er heißt Sascha.
Ich möchte ihn jetzt furchtbar gern umarmen.
Ich liebe ihn sehr.
Ich bin stolz auf ihn.

Er hat zwei Kinder.
Er ist ein guter Papa für seinen Sohn Jesper.
Seine Tochter Jasmin liebt ihn über alle Maßen.

Wo ist die Zeit hin?

Mein Weg führt mich ins Mussée de l'Assistance Publique-Hôpitaux de Paris. Überraschung auch hier. Gegründet wurde das erste öffentliche Hospital 1849 unter dem Namen „Franco Musulman". Vor allem im ersten Weltkrieg wurden hier 820.000 Kriegsfreiwillige behandelt, Süd-Ost-Asier, Afrikaner, Marokkaner, Tunesier; die Hälfte davon - Algerier.
Ich bin geradezu entsetzt, wie viele Kolonien Frankreich hatte. 1930 kamen 12.000 Einwanderer nach Paris, sie ließen sich an den Docks und in Nähe der Industriegebiete nieder (Goutte d'Or, la Chapelle, Belleville, Javel, Boulogne-Billancourt). Es ging also um medizinische Betreuung im weitesten Sinne.
Mich bewegt weiterhin die Geschichte der enfants trouvés oder – abandonné – der Findelkinder. 1660 registrierte man 438. Sie wurden meist an Kirchen-

türen abgelegt. Ihr Schicksal war of ungewiss, sie starben meist in Ermangelung an hygienischer Betreuung oder Nahrung. Auf einer Zeichnung sehe ich, wie Kinder an Eseln gesäugt werden. Erst im Laufe der Zeit wurden Organisationen gegründet, sie sich der Kinder annahmen und sie aufs Land verschickten. Die Rückführung in die Stadt erfolgte aber selten, meist vegetierten die Kinder ohne Bildung dahin. Ihr Schicksal blieb oft unklar. Dem abgegebenen Bündel wurden oft kleine Anhänger, Kettchen oder Briefe beigelegt, um sie später wiederzufinden. Die Mütter hofften auf eine Besserung ihrer Lage. Traurig.

Das Museum gibt aber auch Auskunft über die ersten Impfungen oder chirurgischen Eingriffe, vieles ist auf Zeichnungen dargestellt.
Mein Weg führt mich weiter zum Musée du Monde Arabe. Ich habe gar keinen Zugang zu dieser Kultur, bin aber beeindruckt von der Atmosphäre in

dem schönen Gebäude und schaue mir Paris von oben, von der Terrasse aus an – eine ganz schöne Aussicht!

Paris, le 28/4/06

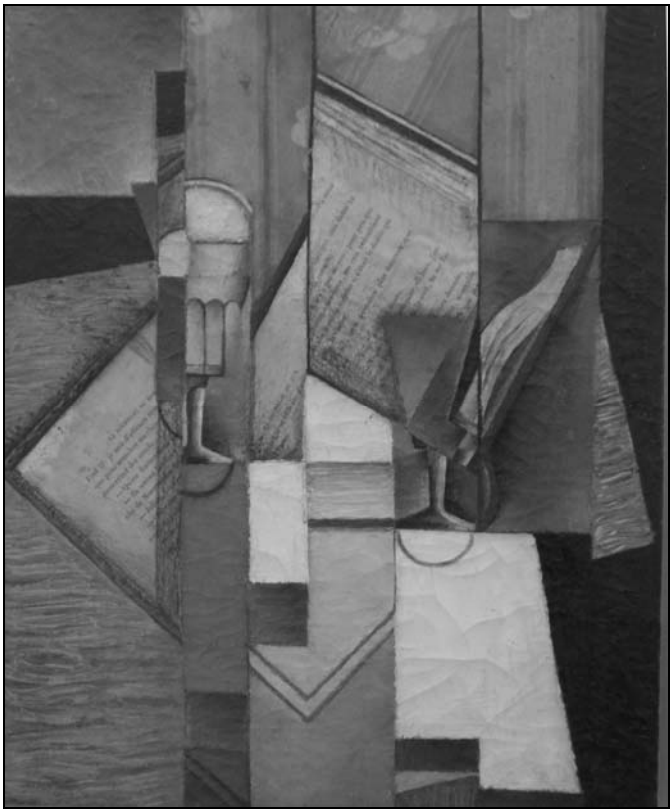
Man ist wohl auf Sommer eingestellt. Es ist 21.30 Uhr und kalt in meinem Zimmer, in der Nebenwohnung lacht man viel und laut. Es ist Freitag. Obwohl ich täglich frei habe, fürchte ich mich vor jedem Wochenende und bin froh, wenn es Sonntagabend ist. Ich höre auf über mich nachzudenken, wenn es mir dennoch passiert, zwinge ich mich zurück und beginne sofort an irgend etwas Konkretem zu arbeiten. Auch jetzt denke ich weder über den Lärm nebenan, die Kälte im Zimmer, noch über eventuelle Zahnschmerzen nach. Mein Nachbar kommt nach Hause. Die Leute sind viel zu Hause hier.
Ich war heute im Hôtel de Ville. Der Platz davor hieß früher Place de Grève. Dies war der Platz, auf dem vom 12. Jh. bis 1830 Leute aus dem Volk erhängt, Edelmänner geköpft, Ketzer und Hexen bei lebendigem Leibe verbrannt und Staatsverräter gevierteilt wurden. Im vergangenen Jahrhundert war der Platz Treffpunkt der Arbeitslosen (daher stammt der frz. Ausdruck être en grève – streiken).
Der Bau des Rathauses (nach Plänen eines italienischen Architekten) zog sich von 1535 bis zu Beginn des 17. Jh. hin. 1871 fiel es einem Brandanschlag der Commune zum Opfer. Zwischen 1874 und 1882 wurde es originalgetreu wieder aufgebaut. Die Fassaden zieren Mauernischen, in denen Plastiken von 108 in Paris geborenen berühmten Persönlichkeiten stehen. Die 30 Statuen des Gesims symbolisieren die Hauptstädte der französischen

Provinzen. Im Giebelfeld der Turmuhr befindet sich eine Allegorie der Stadt Paris.
Ich schaue die Fotoausstellung von Willy Ronis über Paris an. Bekannt ist vielleicht sein Foto mit dem kleinen rennenden Jungen von etwa sechs Jahren mit dem Baguette in der Hand.
R. wurde 1910 geboren. Er ist jüdisch/litauischen und -/ukrainischen Ursprungs. Seine Vorfahren flohen vor dem Pogrom (welchem auch immer) nach Paris. Sein Vater eröffnete ein Atelier, R. machte sein erstes Foto vom Eiffelturm im Alter von 14 Jahren. Er war ein junger hübscher, lockiger Junge, der in einem Film (2005, ganz ohne Haare) von sich sagt, dass sein Vater seine eigentliche Mutter gewesen sei, er hätte sich mit seiner Mutter überhaupt nicht verstanden. Er litt sehr, als sein Vater starb. Seine zweite Passion war die Musik. Er spielte leidenschaftlich gern Violine. Der Krieg setzte ihm zu, er floh nach Nizza, das Fotoatelier seines Vaters existierte nicht mehr. Er stand vor dem Nichts. Nach Paris zurückgekehrt, verkehrte er im „Dôme“ und lernte u.a. Cappa und Bresson kennen. Er begann, einfache Menschen zu fotografieren und interessierte sich besonders für die Manifestationen und Kundgebungen der Arbeiter. Unter anderem fotografierte er Abgeordnete der Front Populair, der R. Salengro angehörte (so heißt „mein“ Park). Aufgrund dieser Arbeiten veröffentlichte er nun in zwei bekannten Zeitschriften. Seine Fotos sind ganz schön. Heute kann er nicht mehr laufen, was er sehr bedauert, denn besonders die Arbeit in Belleville, dem Quartier, in dem sein

Freunde und Mitstreiter lebten, wo seine Papierpresse steht... machte ihm besondere Freude. Jetzt, wo er nicht mehr laufen kann, macht er manchmal Aktfotografien. Ich halte mich lange hier auf.
Als ich auf die Straße trete, ist es sehr kalt. Ich friere, spaziere aber weiter durch die Stadt. Ins einsame Zimmer muss ich noch zeitig genug.
Jetzt bin ich da. Es ist 22.05 Uhr.

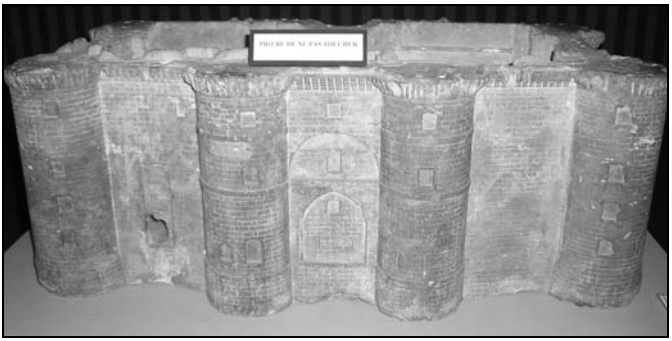
30-04-06- Clichy la Garenne

Leben???
Schmerzen ohne Ende, Angst und Angst, dass es schlimmer wird, unendliche Kälte und der Regen läuft wie ein Fluss das Fenster hinunter. Ich möchte so ein Leben nicht mehr, immer wieder diese Zustände. Halte das nicht aus, alleine. Es ist so furchtbar. Was ist falsch an meinem Leben, was ist falsch???



Paris, le 9 mai 2006
Place de la Bastille

Die Franzosen machen heute Geschichte. In meinem Kopf. Das heißt, sie sollen es tun, da sie mir sonst nichts bieten, als ich vor die Türe trete. Selbst ihre Marktstände schützen sie so vor dem Regen, dass ich gar nichts sehe. Aber, wie sich zeigen wird, tun sie das natürlich nicht. Ich lese im Parisführer, S. 402.
24 m hoch war die Festung mit den acht Rundtürmen, la Bastille (kleine Bastion). Obwohl sie darüber hinaus noch mit einem 24 m breiten Burggraben umgeben war, hatte sie keine nennenswerte militärische –Bedeutung. Richelieu machte das Gebäude zum Staatsgefängnis.



Allein der Befehl (lettre de cachet) des Königs (Ludwig XIII) genügte, um jemanden zu „embastillieren“. Es heißt, die Mauern könnten furchtbare Geschichten erzählen. Mirabeau und der Marquise von Sade saßen hier:
Letzterer soll zum Fenster hinaus um Hilfe gerufen haben, da man die Gefangenen auf dem heutigen

Place de Nation einfach guilloutinierte. Man warf den Armen daraufhin in eine Irrenanstalt. Selbst Voltaire saß hier fast ein Jahr.
Am 14. Juli 1789 befreiten 600 Aufständische sechs! Inhaftierte, von denen vier Betrüger waren. Mehr Gefangene waren nicht zugegen. Aber! Der Kampf forderte 100 Tote und 73 Verletzte und wird zum Sinnbild der Französischen Revolution und heute der Republik höchster, da nationaler, Feiertag. Es war eine Revolution der Bourgeoisie, aber diejenigen, die durch die Tore drangen, waren Sansculottes, die Schreiner und Möbeltischler aus der Gegend.
Die Bastille wurde abgetragen, es wurden Muster in die Steine gemeißelt, sie wurden in die Départements verkauft oder zu Kleinod verarbeitet. Vielleicht muss man sich das so vorstellen wie die Berliner Mauer später. Bourgeoisie bleibt Bourgeoisie – immer die gleichen Machenschaften – Geld rausschlagen – selbst aus Revolutionen, die sie nicht führte, die sich aber „bürgerliche“ nennen.
Napoleon setzte an Stelle der Bastille einen 24 m hohen Elefanten aus Gips, in dem sich Victor Hugos Gavroche in „Les Misérables“ versteckt. Irgendwann zerfiel das Tier und das Abgeordnetenhaus fasste 1833 den Beschluss, an diese Stelle eine 50 m hohe Säule zu setzen, um an die Gefallenen der Julirevolution zu erinnern. Die Namen der Toten sind in goldenen Buchstaben eingraviert. Unter der Säule befinden sich zwei Grabkammern, in denen die sterblichen Überreste der Opfer der Juli-

revolution und des Aufstandes von 1848 liegen sollen.

Ich mache mich also auf, diesem historischen Ort meine Aufwartung zu machen, trotz des Regens. Zwar sehe ich die Säule, aber den Zeichen auf dem Boden, den Inschriften, kann ich mich nicht nähern – ein Riesenantikmarkt (an dessen Ankündigung ich mich jetzt auch erinnere) zieht sich von hier an

den Ufern der Seine hin, ein bis zwei Kilometer, schätze ich. Vom teuersten antiken Möbelstück bis zur Schuhcremedose mit französischer Aufschrift. Hunderte weißer Zelte, eines neben dem anderen, man zahlt Eintritt, so ist es trocken. Ich laufe fast nahtlos von einem Zelt ins nächste. Einen schönen Ort haben sich die reichen Pariser Händler für ihren Markt da ausgesucht!

Mein geschichtliches Gewissen treibt mich ins Musée Carnavalet. Dort soll es ein Modell der Bastille geben und allerlei andres Historisches darüber. Montags geschlossen.

Es reicht.

Ich lass sie allein, die Franzosen mit ihrer Geschichte. Hier nehme ich auch keinen zweiten Anlauf und wende mich dem zu, worauf sie wirklich stolz sein können, ihrer Küche, besonders auf die Torten und Törtchen, wahre kleine Kunstwerke.

Ich kaufe ein Backbuch, ganz schön mit vielen Bildern und den Rezepten für alle Grundteige. Das werde ich jetzt lesen und übersetzen. Schade, wirklich schade, dass ich nicht gleich backen kann.

Der Wetterbericht sagt mir, es soll weiter regnen morgen. Ich glaube das jetzt einfach mal nicht.

Paris, le 10 mai 06

Mache mich doch noch mal auf zur Bastille, laufe von der neuen Oper, die rue du Faubourg Saint-Antoine entlang, einem sehr schönen Boulevard. Braucht man Möbel, so findet man sie hier, sowohl teure Hersteller als auch Tischlereien und kleine Fabriken, Antiquariate und einfache Läden. Ich laufe bis zum Hospital St. Antoine, früher ein großes Klostergelände.

Die hier ansässigen Handwerker wurden von der Bevormundung der Zünfte befreit, so dass sich außergewöhnliche und besonders schöne Formen und Muster, z. B. Intarsien entwickeln konnten. So entstand ein beliebtes, aber auch aufrührerisches Stadtviertel – Handwerker, die neuen Ideen aufgeschlossen gegenüberstanden, aber auch Proletarier, die in bitterer Armut dahinvegetierten und bei allen Aufständen eine wesentliche Rolle spielten.

Das Musée Carnavalet übertrifft meine Erwartungen aufgrund der Vielfalt des Ausgestellten. Man sieht alle Originaldokumente, so z. B. die Deklaration der Menschenrechte, nachgebildete Zimmer bekannter Persönlichkeiten, aber auch eine Menge von Gemälden, die historische Ereignisse zeigen – sehr beeindruckend!
Mein Weg führte mich weiter die rue de Francs Bourgeois, ganz schön und mit teuren Geschäften.

Es ist schwer, allein zu sein, ich benötige zu viel Kraft. Heute sah ich die erste Tote auf der Straße vor einem Laden, in eben diesem reichen Viertel. Ihre beiden Spitzhunde liefen auf ihrem Gesicht herum, dadurch fiel es auf. Ich kann das nicht ertragen.
Ich denke, dass ich Paris gut kennen gelernt habe, besser als im Juli, wenn es voller Touristen ist.
Paris ist teuer. Ich denke auch, dass mein Körper mir Signale gibt, die ich nicht überhören sollte, auch, wenn ich sie mir nicht erklären kann.
Schließlich denke ich auch, dass ich mich wesentlich wohler fühle, wenn ich weiß, dass ich genügend Zeit habe, mich auf das neue Schuljahr vorzubereiten.
Zu lange allein – das gibt wenig Sinn.
Das Jahr war ereignisreich, ein wirklicher Reichtum, aber auch anstrengend.
Ich möchte jetzt zur Ruhe kommen.

Paris-Belleville, le 11 mai 2006

Belleville liegt im Osten der Stadt. Ich fahre bis zum Place de la Nation. Zwischen zwei Bussen hindurch fotografiere ich eine Statue mit –zig Details, die ich von weitem nicht erkenne. Den Weg bis dahin möchte ich mir nicht machen. Der Busfahrer schaut mir zu, steigt aus und fragt mich, was ich fotografiere. Er sagt mir, es sei irgend ein Freiheitssymbol, die Franzosen würden sich nicht so für die Geschichte interessieren. Den Eindruck habe ich allerdings auch. Ich komme gut mit ihm ins Gespräch. Er erzählt mir, dass er heute nur bis „Nation“ fährt, da in Richtung „République“ eine Manifestation stattfindet. Ich sage ihm, dass ich den Eindruck habe, dass die Pariser ohne solche nicht leben können. Jetzt abends sehe ich im Fernsehen, dass es die großen Schausteller waren, die auf einem Gelände ihre „Foire“ nicht mehr organisieren können. Die Stadt will sich ihrer wohl ganz entledigen. Das gibt natürlich Verluste. Selbst dieser Umzug wird für Unruhen genutzt, kleine Brandbomben und Gegenstände fliegen durch die Luft.
Der Busfahrer hat einen Humor, der mir gefällt. Endlich ein Franzose, mit dem ich reden kann. Er erzählt mir, wie er fährt und lädt mich ein, aber die Sonne scheint so schön. So lauf ich weiter.
Belleville hat eine landwirtschaftliche und handwerkliche Vergangenheit. Gärten hinter Toreinfahrten und Gässchen mit alten Bistros an den ehemaligen Weinhängen, wie der Führer es beschreibt, konnte ich nicht finden. Vielmehr tut sich der

Zwiespalt auf, der sicher durch die Anbindung der Stadt an Paris im Jahre 1860 entstand. Der bis dahin eigenständige Ort gehörte zu den größten Städten Frankreichs. Das ehemalige Weinviertel entwickelte sich zu einem Elendsviertel, es nahm geschlossen an der Pariser Commune teil. Anfang des 20. Jhd.s ließen sich hier Einwanderer aus aller Welt nieder, so dass sich die Bevölkerung aus Angehörigen aller Volksgruppen zusammensetzt.

Die Boulevards verlaufen bergauf und bergab, das hat schon seinen Reiz, aber insgesamt scheint mir das Leben hier an der Grenze zu liegen, könnte in die schwierige Vorortproblematik fallen. Hochhäuser, etwas verkommen, wechseln mit durchaus reizvollen Ecken, aber auch leeren Plätzen und Läden.
Ich muss aber auch gestehen, dass ich ein Boulevard vergessen habe zu gehen, das mit einem Herzen im Führer versehen ist und zu einem Park führt, von dem aus man eine schöne Aussicht haben soll.

Der Kalender zeigt den 11. Mai.
Sie fühlt den 30. Juni, das Ende ihres Aufenthaltes. Touristen kommen nach Paris, sie verändern die Stadt.
Der bunte Paris-Führer gibt nichts mehr her. Die Stadt ist ausgereizt. Auch, wenn es noch tausend malerische Ecken gibt, die sie noch nicht kennt, ab nun wird alles Wiederholung sein, ausgenommen der Louvre und Versailles. Aber sie weiß nicht einmal, ob sie darauf Lust hat.
Sie steht auf, läuft, duscht, kämmt sich und geht los. Es beginnt sie zu langweilen, auch das tägliche Schreiben darüber.

Sie kauft sich eine neue, besonders schöne Schultasche, von der es nur dieses einzige Modell in ganz Paris gibt, eine in Italien hergestellte. Es ist ihr erster Kauf in einer wirklich teuren Gegend, am Place des Vosges. Hier sitzen jetzt in der Abendsonne

unheimlich viele Menschen herum, das gefällt ihr nicht.
Gestern lief sie hier entlang, auf der rue des Francs-Bourgeois, von der sie jetzt liest, dass sie ihren Namen daher hat, dass die Anwohner dieser Straße keine Steuern zu zahlen hatten; eine Straße, von Herrschaftshäusern gesäumt, mit Ladentäfelungen aus der Belle Époque. In einem dieser Geschäfte hielt sie die Tasche in den Händen und ließ sie nicht wirklich los.
Heute hängt sie noch am gleichen Platz, als hätte sie auf sie gewartet.
Sie trägt sie in ihr kleines Zimmer, packt sie aus und sieht sich schon damit in die Schule gehen. Dazu trägt sie die kleinen Schuhe und anderes im Pariser Chic.

Sie geht zu ihrem Vermieter und kündigt ihr Studio.
Einen Monat früher als sie es vor hatte.

Sie weiß noch nicht, wie sie das Pariser Leben ab morgen nehmen wird.

Pais-Clichy, le onze mai 2006

Clichy-la Garenne, le13 mai 2006

L'histoire(s) française(s) –französische Geschichte(n)

Ich wollte hier eigentlich kurz darlegen, wie weit ich mit meinem Wissen über die französische Geschichte gekommen bin.
Ich bin nun, nach Ende der Lektüre unfähig, auch nur ein Wort darüber zu schreiben, so entsetzlich finde ich das alles.
Jeder sollte an dieser Stelle in U. Wickerts Buch : „Frankreich – die wunderbare Illusion" das Kapitel „Geschichte zwischen Amnestie und Amnesie (S. 155-182) lesen.
Nur so weit: die „terreur" (Schreckensherrschaften) - gehört ebenso zum französischen Geschichtsbild wie die Amnestie. Erstere würde losbrechen wie ein Naturereignis, meinen die Franzosen, und wird als legitimes Mittel des Umsturzes, das bedauerlicherweise ausgleitet, anerkannt. Kein Land der Welt wendet Amnestien so ungehemmt als „Mechanismus des Vergessens aus Staatsraison" an wie Frankreich. So braucht sich das katholische Land keine metaphysischen Fragen nach der Schuld zu stellen, weder wegen der Kollaboration mit den Nazis noch wegen der Gräueltaten während des algerischen Befreiungskrieges in den fünfziger Jahren.

Zahlen:
In Algerien haben die Franzosen von 9 Millionen Einwohnern 1 Million umgebracht.
Die Nazis brachten von 45 Millionen Franzosen 200 000 um.
In französischen KZs in Algerien starben innerhalb eines Monats mehr Kinder als jüdische Kinder während der deutschen Besatzung deportiert wurden.
Die Zahlen sind eigentlich nicht vergleichbar, da sie unterschiedliche Aspekte betreffen, aber sie geben eine Vorstellung von der Größenordnung.

Mich widert an, mit welcher Selbstverständlichkeit dieses Volk Verbrechen begeht und sich davon befreit.
(„Pardon, ich habe Sie umgestoßen und muss nun leider auf Sie treten.“)

Ein Anwalt, der einen Kriegsverbrecher verteidigte, sagt, dass er für algerische Familien zweimal wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit klagte. Beide Male wurde er abgewiesen. Für französische Gräuel in Algerien gab es eine Amnestie. Deshalb kann auch ein gewisser Papon (Paris 1961) dafür nicht belangt werden.

Ich hoffe, mein Zorn wird wieder vergehen!

Urplötzlich.
Faßt das Leben mich.
Greift zu.
Ungebeten.
Unerbittlich.
Schmerzt.
Grenzt.
Mich Aus. Mir.
Zwingt mich
Körperlich.
In.
M.ein (en) Körper.

Schließt sich.
Um M.ich ein.
Schreie.
Da gegen.
Lacht er/es höhnisch.
m.ich aus.
Und liefert mich.
Der fremden Nacht.
Im
Sich kaltes Mondlicht durch ein lila Fenster bahnt.
Auch ungebeten.
Unerbittlich.
Lieg ich wach.
Weit aUfgerissen.

Die Augen.
Suchen.
Menschen.
Dich und

Dich und
Dich!

Urplötzlich greift.
Das Leben.
In M.ich.

M.ein Leben hier:
Kein Irrtum, kein Vergeblich, kein Vorbei!
Ein Notwendig.
M.ein (en) Weg.

Zu finden.
Ein. M. Ich.
In Mir.
Ta(ä)uschung. Selbst. Vielleicht. Ja.
(hat man mich aber auch weg geschickt)

Urplötzlich.
Greift das Leben in mIch ein.
Besser! Als der Tod.

Morgens.
Ein lila Sonne(n)strahl(t).

Ich wache auf.
Und.
Tausch es.
Ein.
Und halt es aus.
So lange!
Ist es nicht mehr.

Meins.

Dann komme ich.
Heim.

92110 Paris-Clichy, 14 mai 2006, 12.41 heures
35, boulevard du Général Leclerc

Dimanche, 14/5/06

Ertrinke in tausend
Seerosenteichen
violett
weiß
blau
gelb.

ver-Schwimme
mit.
In allen Farben.

Vergesse ich die Welt.
Da draußen.
(im Musée Marmottan, vor den Bildern von Monet)

1932 schenkte der Kunsthistoriker Paul Marmottan der Akademie der Bildenden Künste sein Haus und seine Kunstsammlung mit Stücken aus der Renaissance, dem Konsulat und dem Ersten Kaiserreich.
1971 vermachte Michel Monet dem Museum 65 Bilder (Seerosen, Glyzinien, Schwertlilien), die sein Vater in Giverny gemalt hatte und Werke, die die Studien Claude Monets (1840-1926) zur Veränderung der Lichtverhältnisse im Laufe des Tages bzw. der Jahreszeiten belegen. Seine Gemälde Impression soleil levant (Sonnenaufgang, 1873) gab der Kunstrichtung ihren Namen – Impressionismus. Es kommen später einmalige Bilder von Renoir, Sisley, Pissaro, Gaugin und ganz schön!- der Malerin Berthe Morisot dazu.

1980 schenkte Daniel Wildenstein dem Museum Illuminationen, Gebets- und Messbücher (13.-16. Jh.) aus verschiedenen Ländern Europas –einmalig!

Eine ganz ganz schöne Privatsammlung, die man sich keinesfalls entgehen lassen sollte, ebenso wie das gesamte Viertel, das den Namen Muette-Ranelagh trägt und im Westen der Stadt, nahe des Bois de Boulogne liegt. Früher stand hier ein Jagd-, später ein Lustschloss, in dem sich auch Ludwig XVI und Marie Antoinette vergnügten. In der Französischen Revolution begann die Aufteilung des Landes. Ein Klavierfabrikant kaufte Schloss und Gelände, von dem nichts mehr existiert. 1860 legte Haussmann den heutigen Park an.
Es ist ein reiches, ruhiges Viertel mit großen fünfstöckigen Villen wie Wohnhäuser aneinandergereiht. Es ist mir klar, dass die Leute hier mit den Banlieues absolut nichts zu tun haben wollen. An einer Straßenecke steht eine Skulpturengruppe von Rodin zu Ehren eines großen Dichters: Victor Hugo und die Musen.
Die Ruhe des Viertels wirkt sich ein bisschen auf mich aus. Es wundert mich stets wieder, wie nahe alles beieinander liegt in dieser Stadt; bin doch X Stationen bis hier her gefahren und laufe jetzt in zwanzig Minuten die Avenue Victor Hugo hinunter/hinauf? bis zum Arc de Triomphe. Dazwischen sehe ich auch immer mal den Tour Eiffel.
Wenn ich so etwas erlebe, dann ist das ein Hochgefühl, dann fühle ich mich bestätigt in meinem Schritt hier her. Das alles darf ich sehen!

Aber zwei Dinge sind es, die mir Magen und Seele umdrehen und mir alles unerträglich machen. Das eine ist die elendige Einsamkeit hier in diesem Zimmer, die jetzt abends schon wieder Macht über mich gewinnt, sobald es dämmert, die Körper und

Kopf zerspringen lässt. Das andere ist die Tatsache, dass ich dies alles nur tun kann, weil ich Geld habe. Mit zehn bis fünfzehn Euro pro Tag muss man rechnen, Miete und Restaurantbesuche ausgenommen. Deshalb macht es mich immer mürber über dieses Elend auf den Pariser Straßen hinweg zu sehen und mich schönen Bildern zu widmen.

Ich habe den Eindruck, ich kämpfe in diesen Tagen um mein Leben.
Oder um meinen Verstand.
Aber das macht in meinem Fall wohl keinen Unterschied.

beschlagenes Glas
zwischen mir
und der Stadt
die ich liebe

hält sie mich
auf
Distanz
zwingt mich in Räume
und zieht mich hinaus
in ihr einmaliges Bild
quält mich mit Sehnsucht.

greifbar nah liegt sie
verschwommen im Regen
vor mir
und öffnet sich nicht
noch nicht
ahne ich schon ihre Faszination.

Paris, le 26 mai 2006, au Centre Pompidou

Sacré-Cœur
Franreich liegt am Boden.
Frankreich liegt oft am Boden.
1793.
Auch 1870.
Gerechte Strafe für ein religionsloses Jahrhundert.
Da soll sich das Land mit Gott versöhnen.
Symbol nationaler Sühne.
Das ist 1873.
Seit dem soll die Basilika am Montmartre-Hügel
als religiöses Mahnmal
ganz Paris beschwören.

Schön ist sie.
Und ganz weiß.
Ein besonderer Stein, der das Licht reflektiert.
Im Turm hängt eine der größten Glocken der Welt.

Doch unten
toben die Kämpfe weiter.
Algerien.
1961

2006 treiben die Ärmsten dunkle Geschäfte
in ihrem Schatten.
Und die Reichen schauen auf Sacré-Coeur
Im Sonnenlicht
und auf Notre-Dame
und den goldenen Mittelpunkt von
Paris und ganz Frankreich.
Am Kilometer Null.

Paris, le 27 mai 2006

Paris-Clichy, le 28 mai 2006

Zwei nicht fiktive Gespräche zwischen einer Deutschen (Ost) und einem Franzosen, Tatsachen, eine ironische Antwort und eine ernst gemeinte Frage

Tatsache, 1974
Ich bekomme ein Geographiebuch aus Frankreich in die Hände, nach dem französische Kinder der sechsten Klasse ihre Nachbarländer kennen lernen. In diesem Buch gibt es eine Karte von Deutschland in den Grenzen vor 1945.

Erstes Gespräch, 1975 in Rumänien in einem Club Méditerranée
- Sie kommen aus Deutschland, aus welcher Stadt?
- Aus Leipzig.
- Wo liegt das genau?
- In der DDR.
- Wo ist das?
- Das ist die Deutsche Demokratische Republik. Ostdeutschland.
- Ach ja, ich war in Baden-Baden, sehr schön.

Zweites Gespräch, 2006, an den Ufern der Seine
- Sprechen Sie französisch?
- Ja, ich verstehe die Sprache.
- Ich besuche meinen Sohn. Er hat Jura studiert und macht ein Praktikum hier. Sind Sie Tourist?
- Nein, ich mache auch ein Praktikum hier.

- Was für eines?
- Ein Sprachpraktikum.
- Welche Sprache?
- Französisch.
- Wieso?
- Um mich zu perfektionieren
- Woher kommen Sie?
- Aus Berlin.
- Ach, Ostdeutschland oder Westdeutschland.
- Deutschland.
- Ost oder West?
- Aus der Bundesrepublik.
- Ein französischer Schriftsteller schreibt: Das Beste an Deutschland ist, dass es zwei Teile sind.
- Die Franzosen haben Angst vor Deutschland? Es ist ihnen zu mächtig?
- Ja, Frankreich hat nur etwa 60 Millionen Einwohner, Deutschland dagegen 82 Millionen. Zum Glück geht das zurück.
- Ich bin Arzt, habe lange in Paris gelebt, bin jetzt berufsbedingt in Montpellier. ---
- Nein, es tut mir leid, ich habe keine Zeit für einen Café.

Ironische Antwort

- Aber vielleicht haben wir ja in den Chinesen einen gemeinsamen Feind?

Tatsache

Überall in der Stadt werden alle französischen Soldaten geehrt, wird ihrer gedacht, gleichgültig, in

welchem Kampf, in welchem Jahrhundert sie ihr Leben ließen.
Die ernst gemeinte Frage
Warum trauern wir nicht um die vielen deutschen Soldaten, warum ehren wir sie nicht angemessen?

Texte aus der Naivität oder über den Sinn und Unsinn von Erfahrungen

Heute komme ich schneller und sicherer von einem Ort zum anderen.
Ich muss weder zu Fuß gehen noch mit der Kutsche tagelang unterwegs sein.

Ich nehme ein Auto oder ein Flugzeug.
Das Flugzeug ist schneller.
Im konkreten Fall fahre ich mit dem Auto von Berlin nach Paris. Ich nehme die Autobahn.
Nach zehn Stunden bin ich da, wo ich wohne.

Im anderen Fall fliege ich von Wien nach Paris.
Ich verlasse das Haus um 11.30 Uhr.
So schaffe ich den Zug zum Flughafen.
Ich stehe 30 Minuten am Schalter, um einzuchecken.
Mein Flug geht 14.05 Uhr ab.
Man informiert über zwei Stunden Verspätung. Ein technischer Schaden.
Ich bekomme einen Gutschein über 6 Euro.
Ich weiß nicht, wo ich ihn einlösen kann.
Ich fliege schließlich um 17.18 Uhr los.
Ich komme nach einer Stunde und dreißig Minuten in Paris an.
Ich nehme den RER-Zug bis Nordbahnhof.
Ich steige in die Metro um.
Streik.
Ich suche eine Taxe.
Ich bin nicht die einzige.

Ich muss warten.
Nach zehn Stunden bin ich da, wo ich wohne.

Ich hatte Glück.
Mit dem Auto kam ich nicht in den Stau.
Der technische Schaden am Flugzeug war wirklich behoben.

Heute komme ich von einem Ort zum anderen.

Paris, le 13 juin 2006

Revanche – ich bin Deutsche oder -
Gespräch am Eingang des Friedhofes Père Lachaise

Je voudrais bien un plan du cimetière.
Quelle langue?
En allemand ou français.
Woher kommen Sie?
Aus Berlin.
Dann kennen Sie sicher das Stadtviertel Napoléon.
Nein.
Reinickendorf.
Ja, warum fragen Sie?
Dort sind wir stationiert.
Wer, wir?
Unsere Offiziere und ihre Familien.
Aber heute doch nicht mehr?
Nein. Wir mussten weg.
Ja, wie aus Algerien oder?
Verkaufen Sie seitdem Friedhofspläne?
Ja.
Das ist besser, als fremde Länder zu besetzen.

Die Mahnmale, die mich an „meine“ deutsche Geschichte erinnern sollen, erscheinen mir überdimensional und bedrohlich. Ich habe damit nichts zu tun.

SACHSENHAUSEN

Hand und Fuß
Hab
Ich

Hand und Fuß
Mensch
Bin
Ich

Hatte
Flügel für ein Jahr.

Sie waren,
weil
Du
liebst

M. ich
und Paris.

Ich danke Dir.

M., Paris-Clichy, le 13 juin 2006

FESTIVAL DE CANNES
LE 21 JUIN
AU CINÉMA
LE FILM
ÉVÉNEMENT
PARIS
JE T'AIME
CANAL+
CINEMA
Télérama
YAHOO!
Europe1